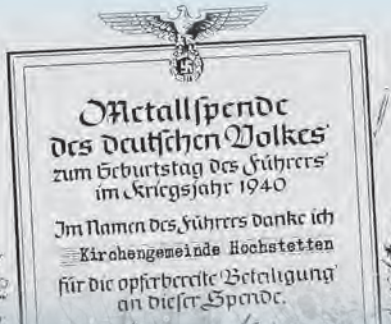
Anno Dazumal

2020
25
JAHRE

Heimathaus Zehntscheuer e.V.
Freundeskreis Heimatgeschichte
Linkenheim-Hochstetten



Heft 12

Heimathaus Zehntscheuer e.V.
Freundeskreis Heimatgeschichte Linkenheim-Hochstetten

„ANNO DAZUMAL“

Ausgabe 12

2020

Gemeinde
Ratssaal

Michael Möslang

SCHRIFTENREIHE „ANNO DAZUMAL“

Zum Geleit

Liebe Leserinnen und Leser!

Das 25. Erscheinungsjahr der Schriftenreihe „Anno Dazumal“ fällt mit dem Kriegsende vor 75 Jahren zusammen.

Die Zeitzeugen, die das Kriegsende miterlebt haben und davon als Augenzeugen berichten können, werden immer rarer. Wer ihre Berichte liest, versteht besser, wie grausam und niederdrückend diese Zeit gewesen sein muss, auch für die Menschen in Linkenheim und Hochstetten. Mit jedem, hoch spannenden Absatz der Erzählungen wächst die Erkenntnis, dass niemals wieder Vergleichbares geschehen darf. Die lebendigen, packend geschriebenen Berichte zum Kriegsende im Jahr 1945 lassen diese „Anno Dazumal“-Ausgabe zum Teil der örtlichen Erinnerungs- und Gedenkkultur werden und geben diesem Heft eine besondere Bedeutung.

Bereits die vorherige „Anno Dazumal“-Ausgabe widmete sich der Geschichte der Rathaus-Glocke aus Hochstetten. In dieser Ausgabe folgen nun gleichsam als „Glocken-Geschichts-Trio“ die Geschichte der Kirchenglocke Hochstettens, die Geschichte der Glocken der evangelischen Kirche Linkenheim und die Geschichte von Kirchturm und Glocken unserer katholischen Kirche. Fehlt nur noch die Rathausglocke Linkenheim – auf deren Geschichte wir uns in der 13. Ausgabe „Anno Dazumal“ freuen dürfen. Das historische und musikalische Gewicht dieser Ausgabe wird wunderbar ausgeglichen durch liebevolle Kurzgeschichten aus der jüngeren Vergangenheit unserer Gemeinde und nicht zuletzt mit dem Bericht zur Reitsteg-Schließ, sodass diese Ausgabe insgesamt stolze 16 Kapitel zählt.

Mir ist es daher ein besonderes Anliegen, allen Mitgliedern des Heimathaus Zehntscheuer e.V. – Freundeskreis Heimatgeschichte, allen Autoren und nicht zuletzt dem ganzen Redaktionsteam herzlich zu danken – insbesondere im Namen des Gemeinderates. Unsere Gemeinde darf sich glücklich und stolz schätzen, einen solch engagierten Kreis von Freunden der Heimatgeschichte zu haben.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich viel Vergnügen mit dieser Jubiläums-Ausgabe „Anno Dazumal“.

Ihr Michael Möslang
Bürgermeister

Impressum

Herausgeber:	*Heimathaus Zehntscheuer e.V.* *Freundeskreis Heimatgeschichte Linkenheim-Hochstetten*
Auflage:	*400 Stück*
Textbeiträge:	*Heinrich Arnold, Manfred Becker, Peter Bock,* *Harald Burgstahler, Gerhard Dürr, Ewald Günther,* *Lisa Hagen, Günther Johs, Manfred König,* *Berta Luttmann, Hermine Maierheuser, Wilfried Schramm,* *Lydia Walter, Gotthard Zappe, Heinrich Zwecker*
Redaktion:	*Rainer Grund*
Lektorat:	*Michael Buchta*
Gesamtgestaltung:	*Bernhard Nees*
Fotos:	*Privatbestände, Medienarchiv der Gemeinde* *Linkenheim-Hochstetten, Archiv Heimathaus Zehntscheuer e.V.*
Gesamtherstellung:	*Druckerei und Verlag Bernhard Nees e.K.* *Klammweg 24, 76149 Karlsruhe*
Drucklegung:	*Herbst 2020*

Wir danken der Gemeinde Linkenheim-Hochstetten
für die finanzielle Unterstützung

INHALT

Michael Möslang:
Zum Geleit – der Bürgermeister

Heinrich Zwecker:
„De Hammeberg“ – Mundart* 1

Günther Johs / Gotthard Zappe:
Die Reitsteg-Schließ 2

Lisa Hagen:
Beim Bad-Fritz 15

Manfred Becker:
Hopfen und Malz – Gott erhalt’s 17

Harald Burgstahler:
Glocken der evangelischen Kirche Linkenheim 39

Manfred König:
Die Kirchenglocken in Hochstetten 49

Wilfried Schramm:
Kirchturm und Glocken der Kirche Maria Königin . . . 61

Peter Bock / Ewald Günther:
Fest der guten Taten in Linkenheim-Hochstetten 65

Erinnerungen an das Kriegsende 1945

Berta Luttmann:
Die letzten Tage des 1.000-jährigen Reiches 75

Heinrich Arnold:
1945 – als der Krieg über Hochstetten hinwegging . . 83

Manfred König:
Ostermontag 1945 in Hochstetten 89
Goldene Konfirmation 1995 – 50 Jahre zurück 96

Joachim Schultz:
Zeitungsbericht zur Konfirmation 1945 98

Gerhard Dürr:
Vor 75 Jahren: Einzug der Alliierten in Linkenheim . . 99

Lydia Walter:
„Da Pfannarutscha vun Linkene“ – Mundart* 106

Gotthard Zappe:
Hausschlachtungen 107

Hermine Maierheuser
Wilhelm und Bertha Heuser – Zur Goldenen Hochzeit 1953 113

** auch zum Hören, siehe QR-Code auf diesen Seiten – gesprochen von Manfred Becker*

Heinrich Zwecker

DE HAMMEBERG

Das folgende Mundartgedicht eines alten Linkenheimers gibt seine Erinnerung an abenteuerliche Jugendspiele im Gesträuch des „Hammenbergs“ (Hochgestade) wieder; zugleich werden hier die wichtigen Dinge der Umwelt in Linkenheimer Mundart benannt. So haben wir eine nette Kostprobe des alten Dialekts vor uns mit allen jetzt bedrohten Eigenheiten: – Aus dem „Stenzel“

Zu Linkene gäb’s kooi Berg? O jeh!
Hemmir dann net de Hammeberg?

Zwar isch a, mit da Badner Heh
Vagliche, nor an klooine Zwerg,

Wer awwer gnitz un gwitzecht isch,
Der lernt do’s Alpesteige!

I wooiß, vaschteckelt an de Bisch,
Dort Abhäng, wu sich iwwaneige.

Als Buwe hemma’s ausprowiirt,
– Do hat ma so Kapritze –

Mer hen als nimmeh d’Knoche gschpiirt
Vor Ruff- un Nunnerflitze.

Do henn als d’Hosse Lecher ghat
un d’Schtrimpf un d’Schuh un d’Kittl,

Do hat kooi Schelta nix gebatt),
Kooin Fellschitz un kooin Bittl.

Un d’Mudda, die hat aa net glacht,
„Reißdeifl!“ hat se gschraue.

Nod hat se sich a Schteckl gmacht
Un hat es himmelsdinn vehaue.

‚s isch schee gwest an de Jugedzeit,
An Trottl isch’s, wu die ve’geßt.

Kommt ooina schpä-ra) noch so weit
– Am Hammeberg isch’s scheena gwest!

Der Hamenberg ist der Abhang zum Holzlagerplatz, südlich vom Vogelpark.

Anmerkung der Redaktion: Die Schreibweise des „Hammeberg“ ist unterschiedlich überliefert: Hamenberg und Hammenberg ist in heimatkulturellen Unterlagen zu finden. Gesprochen wurde er auch als „Hammerberg“ (siehe Audiodatei).

Reitsteg-Schließ bei Nacht im September 2020.

Günther Johs

DIE REITSTEG-SCHLIESS

Die Historie der Reitsteg-(Schließ)-Schleuse

Johann Gottfried Tulla war ein badischer Ingenieur, der im 19. Jahrhundert die Rheinbegradigung durchführte. Seine Maßnahmen gaben dem Oberrhein ein völlig neues Aussehen. So wurde etwa das Flussbett auf 200–250 Meter eingeengt, begradigt und vertieft, Dammanlagen gebaut und die Form verstärkt. Dadurch sollten die Siedlungsflächen vor den häufigen Überflutungen geschützt und neue Siedlungsflächen gewonnen, die Schiffbarkeit verbessert und die grassierenden Krankheiten (u. a. die „Sumpffieber" genannte Malaria) zurückgedrängt werden.

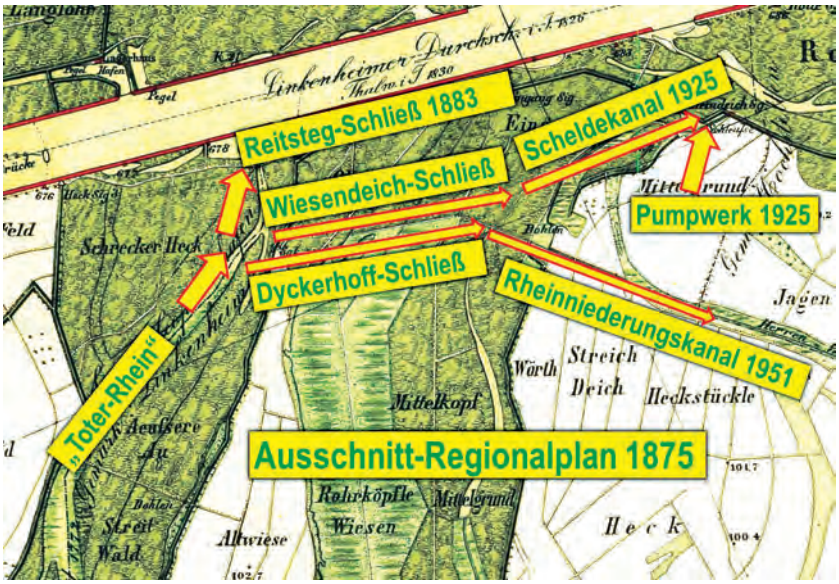
1826 wurde durch den „Linkenheimer Durchstich" das Rheinwasser in das neue Flussbett geleitet. Die Rheinauen erhielten dadurch viele Verbesserungen, aber auch erhebliche Nachteile der Landschaft durch Veränderungen der Bodenfeuchtigkeit und der Grundwassersenkung.

Niederschlagswasser, auch aus den Dörfern, musste über neue Kanäle in den Rhein geleitet werden, was bei Hochwasser im Fluss zu Rückstau und Überschwemmungen führte. Rüdiger Stenzel hat in der „Geschichte von Linkenheim" die Strombau- und Entwässerungsarbeiten im 18. und 19. Jahrhundert ausführlich beschrieben. Der Norden der Gemeinde entwässerte sich über den Herrenwasser-Kanal nach Hochstetten und Liedolsheim in den Rußheimer Altrhein.

Im Süden der Gemeinde führte der sogenannte „Tote Rhein" überwiegend das Wasser aus Eggenstein und Leopoldshafen an der Grenze zu Linkenheim entlang und floss über den „großen Ausfluss" – heute „Langes Loch" an der „Reitsteg" in den Rhein.

Auf dem Regionalplan von 1875 endet der Linkenheimer Hochwasserdamm (heute Hochwasserdamm HWD XXX = 30), von Norden kommend an der Grenze zu Leopoldshafen. Wobei der „Georg-Adam-Lang-Deich" (heute HWD XXIX = 29) bereits seit 1775 den Süden von Linkenheim gegen Überschwemmungen abschirmte. Da der „Tote Rhein" offen in das neue Flussbett einströmte, drang bei Hochwasser das Rheinwasser zurück in das Leopoldshafener Tiefgestade und überschwemmte dabei nicht nur Waldflächen, sondern auch Landwirtschaftsflächen was vor allem bei üblichen Sommer-Hochwassern zu Ernteausfällen führte.

Um 1880 wurde daher auch die Gemarkung Leopoldshafen durch einen Damm entlang des Rheins vor Überschwemmungen geschützt. Damit der „Tote Rhein" das Niederschlagswasser in den Fluss ableiten konnte

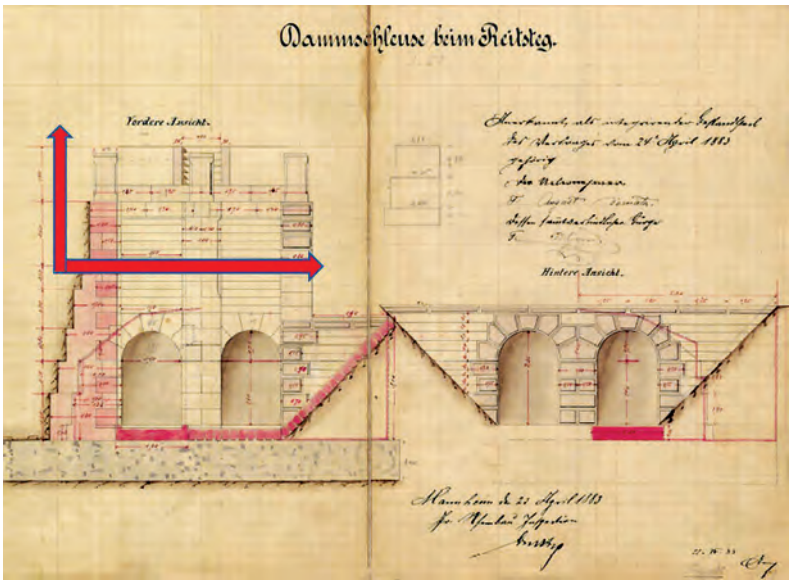


wurde 1883 die Einmündung durch eine „Dammschleuse beim Reitsteg“ eingebaut.

Die „Reitsteg-Schließ“.

Das Regierungspräsidium hat uns den Plan zukommen lassen, der das komplette massive Bauwerk aufzeichnet. Die Gesamthöhe ist bei 7,40 Meter. Das heißt, die Dammhöhe dürfte damals bei rund 6,40 Meter gelegen haben. Die beiden Durchlässe mit einer Höhe von jeweils 2,35 Meter waren damit je nach Wasserstand begehbar und hatten eine Länge unter dem Damm von rund 25 Metern.

Geöffnet bei normalem Wasserstand konnte das Abwasser den gewohnten



Weg nehmen. Bei Rhein-Hochwasser wurde die Schleuse geschlossen und der Rücklauf verhindert. Da sich allerdings bei hohem Wasserstand im Rhein auch der Grundwasserstand im Vorland erhöhte, gab es immer wieder Stauwasser, auch über mehrere Wochen.

Nach dem Ersten Weltkrieg hat sich die Badische Oberdirektion des Wasserbaus mit der Problematik erneut beschäftigt. Mit der neu gebildeten „Altrhein-Kanalgenossenschaft“ der Gemeinden Eggenstein, Leopoldshafen, Linkenheim, Hochstetten und Liedolsheim wurde der „Tote Rhein“ rund 200 Meter vor der „Reitsteg-Schließ“ in die „Wiesendeich-Schließ“, die niedriger eingebaut wurde, über den „Schelde-Kanal“ in das neu erstellte Pumpwerk am „Schuhmachers-Gründel“ eingeleitet und 1925 eröffnet. Gleichzeitig wurden dabei Überschwemmungen in das „Rohrköpfle“ durch den Bau des „Quellendeichs“ (heute HWD XXIXa) auf der östlichen Seite des Schelde-Kanals verhindert.

Somit entstand die Möglichkeit bei Hochwasser im Rhein trotzdem das aufgestaute Grundwasser aus dem Vorland in den Fluss einzuleiten. Damit hatte die „Reitsteg-Schließ“ ihre Funktion weitgehend verloren. Das Pumpwerk hat aber offenbar die Erwartungen nicht ganz erfüllt sodass man sich bereits in den 1930er-Jahren über Verbesserungen Gedanken gemacht hat.

Der Zweite Weltkrieg hat dann die bereits 1934 vorbereiteten Pläne für den „Rheinniederungskanal“ verzögert, die dann 1950/51 umgesetzt wurden. Etwa 100 Meter vor der „Wiesendeich-Schließ“ wurde ein neuer und tieferer Kanal abgeleitet und durch die „Dyckerhoff-Schleuse“ (von Firma Dyckerhoff gebaut) am HWD XXIX in den „Tiefen Zug“ geführt. Von dort floss das Wasser weiter bis zur Höhe des heutigen Klärwerks wo, es

sich mit dem „Herrenwasser-Kanal“ vereint und über Liedolsheim und den Rußheimer Altrhein nach Philippsburg fließt.

Bei Hochwasser im Rhein besteht dort die Möglichkeit, in den Fluss einzupumpen. Zuständig für diese Gewässer sind allerdings nicht mehr die Gemeinden, sondern die Gewässerdirektion vom Regierungspräsidium des Landes.

Nach fast 70 Jahren Funktion des Rheinniederungskanals sind die früheren Wasserwege nur noch teilweise erkennbar. Durch die Überleitung des Abbruchmaterials vom „Rohrköpfle-Baggersee“ über den „Quellendeich“ in das „Eingeschwemmte“ wurde der westliche Teil des Deichs aufgefüllt und der „Schelde-Kanal“ bis zum „Rosengärtle“ zugedeckt. Von dort bis zum „Haggrund“ wurde mit Bauschutt aufgefüllt. Bauschutt war auch das Material zur Zuschüttung der „Reitsteg-Schließ“. Runde zwei Drittel, vor allem der Durchlass, wurde in den 70er-Jahren „aus Sicherheitsgründen“ abgedeckt.

Die Sanierung des Hochwasserdamms XXX in den letzten Jahren hat vor allem die Bauwerke im Damm selbst eliminiert. Das Pumpwerk von 1925 mit der Schleuse wurde abgerissen – allerdings durch eine neue Schleuse ersetzt. Vergleichbar dazu hätte man eigentlich auch die „Reitsteg-Schließ“ dazu verwenden können, einige Kubikmeter Rheinhochwasser in die Fläche des „Toten Rheins“ einzufüllen. Aber das war nicht in der vorbereiteten Planung und daher war der Abbruch eigentlich vorgesehen. Nachdem uns der Umweltmitarbeiter der Gemeinde davon informiert und die Gemeinde Eggenstein-Leopoldshafen Zustimmung gegeben hat, entschied sich der „Heimathaus Zehntscheuer e.V.“ das obere Drittel der „Reitsteg-Schließ“ abzubauen und am „Reitäckerweg“ über dem „Herrenwasser“ wieder aufzubauen.

Linkenheim-Hochstetten
Reitäckerweg
Reitsteg-Schließ
Rohrköpflesee
Streitköpflesee
Distr. 4
Mittelgrund
Streichdeich
Alte Fuchsäcker
Gießenäcker und
Krautgärten
Berflich in der Heck
Dörnles-schlauch
Heck auf Gießenäcker
Heck
Wört
Reitäcker
Neubruch
Mittelkopf
Gemeindewald
Distr. 4
Mittelgrund
Obere Au
Brüchel
Wörthloch
Gründel
Gewerbegebiet Gründel
Gemeinde-wald
Distr. 4
Äußere Au
Schlangenlach und Reiten
Gemeindewald
Distr. 5
Salmengrund
Gewerbegebiet Schlangenlach
Kies
Untere Kungel
Mittelgrund
Kehl-stücker
F
G
H

Gotthard Zappe

DIE REITSTEG-SCHLIESS

Abbau und Aufbau 2017 – 2020

Motiviert durch die erfolgreiche Rekonstruktion des Linkenheimer Friedhofstorbogens, der im Juli 2017 der Gemeinde übergeben wurde, suchten die Vereinsmitglieder nach einem neuen Betätigungsfeld.

Schließ im Urzustand im April 2017.

Im Zuge der Rheindammsanierung war die Reitsteg-Schließ zum Hindernis geworden. Zwar war sie schon seit 1925 nicht mehr in Betrieb, nun aber sollte sie endgültig abgebaut werden. Ein großer Sandstein darin trägt die Jahreszahl 1883, dieses Bauwerk wollte der Verein als Denkmal erhalten.

Obwohl es auf Leopoldshafener Gemarkung stand, bekamen wir die Erlaubnis für unser Vorhaben.

Einzige Auflage war, die Abbauarbeiten bis spätestens Ende Oktober 2017 beendet zu haben, um die weiteren Dammarbeiten nicht zu behindern. Dies bedeutete einen erheblichen Zeitdruck!

Also machte sich Mitte August 2017 eine stattliche Anzahl Vereinsmitglieder unter Führung von Manfred Becker und Herbert Reinacher, die schon die Arbeiten am Friedhofstorbogen geleitet hatten, daran, das Bauwerk vom üppigen Bewuchs vergangener Jahre zu befreien. Das Vorhaben erwies sich als schwierig, da armdicke Wurzeln und Äste es in eisernem Griff umschlungen hielten.

Freilegung und Bewuchsbefreiung.

Presslufthammer im Einsatz.

In Folge wurde um die Schließ eine Baugrube per Hand ausgehoben, um an das Bauwerk heranzukommen. Danach wurde der schwere eiserne Querträger, der über den Sandsteinen thronte, mit Brechstangen und Muskelkraft angehoben, mit Holzkeilen unterlegt und zum Abtransport bereitgemacht.

Genauso verfuhr man mit den einzelnen Steinblöcken: Anheben, Holzkeile darunter und zum Abtransport bereitstellen. Da das gesamte Bauwerk auch mit viel Beton zusammengehalten wurde, musste dieser mit schweren Presslufthämmern entfernt werden. Eine schweißtreibende Arbeit!

Glücklicherweise kamen die Dammbauarbeiter einige Male mit ihrem Riesenbagger zu Hilfe, der dann die einzelnen Steinblöcke von der Baugrube auf den Damm hievte, wo sie bis zum endgültigen Abtransport gelagert wurden. Schon relativ schnell hatte sich die Helfertruppe reduziert

Die Dammbauarbeiter leisteten Hilfe.

Der Kranwagen, den wir öfters benötigten.

und bis zum Schluss hielt eigentlich nur die erprobte Mannschaft durch, die bereits den Friedhofstorbogen mit aufgebaut hatte.

Trotzdem konnten bereits Ende September die am Damm gelagerten tonnenschweren Sandsteine samt Querträger von einem Kranwagen abgeholt und zum neuen Standort transportiert werden. Zuvor waren alle Steine beschriftet worden, sonst wäre das spätere Zusammenfügen nicht machbar gewesen.

Die letzten Steine kamen auf den Damm.

Gewimmel auf der Baustelle.

Bei den letzten Arbeiten kam erneut das Dammbauunternehmen mit Bagger zu Hilfe und schüttete die Baugrube zu. Pünktlich zum vorgegebenen Termin – Ende Oktober 2017 – war am Hochwasserdamm von der alten Schließ buchstäblich nichts mehr zu sehen.

Zufrieden und erschöpft verließen das Team die „alte Baustelle“, um sich mit frischen Kräften der „neuen“ zuzuwenden.

Am 22. November 2017 traf auf der neuen Baustelle ein großes Kontingent Beamter ein, die das Gelände zwecks Verwendung, Umweltschutz, Statik usw. überprüften und zunächst nichts zu beanstanden hatten …

Bedingt durch die Winterzeit und dem damit verbundenen schlechten Wetter, ging es an der neuen Baustelle erst wieder Anfang April 2018 weiter.

Die Truppe, bestehend aus fünf bis sechs Vereinsmitgliedern, ging nun,

Beamte begutachteten die Baustelle.

unterstützt von Michael Zindl mit dem kleinen Friedhofsbagger, daran, eine Baugrube auszuheben.

Der damit verbundene Erdaushub wurde von Uwe Kugler mit dessen Traktor und Anhänger übernommen und zum Ablageplatz gefahren. In mehreren Schritten wurde in der Baugrube ein Fundament betoniert und bereits Anfang Mai, nachdem alle Steine geputzt und gereinigt waren, mit dem Aufbau begonnen.

Ein Kranwagen setzte die ersten Steine zur Bearbeitung in der Baugrube ab und so wurde wieder Stein auf Stein, diesmal aber nicht ab-, sondern **aufgebaut**.

Aushub und Abtransport.

Die ersten Wiederaufbausteine werden gesetzt.

Nachdem die erste Steinreihe gesetzt war, errichteten wir eine neue Verschalung für die notwendige Stützrückwand.

Als wir am 15. Mai 2018 unser monatliches Vereinstreffen hatten, wurde uns mitgeteilt, dass für die weiteren Schließarbeiten ein Baustopp ausgesprochen worden war. Das Wasserwirtschaftsamt benötigte nun unbedingt eine Statik-Berechnung. Es sei auch versäumt worden, einen Bauantrag einzureichen!

Es drohte eine Baueinstellung, gar ein Abriss des bisher Verbauten. Eine Hiobsbotschaft, die uns alle schwer traf. Sollte alle bisherige Mühe umsonst gewesen sein?

Baustellenstopp am 15.5.2018.

Der Hauptstein „1883“ wird gesetzt.

Die Befestigungslöcher werden gegraben.

Glücklicherweise konnte es dann doch Anfang September 2019 wieder weitergehen. Mit derselben Mannschaft wurde erneut an der Verschalung der Stützrückwand gearbeitet und weitere Steinblöcke mit dem kleinen Kranwagen von Kai Sauer in die Grube gehievt und dann verbaut. Als nächstes wurde die Stützrückwand betoniert und die letzten Steine der Schließ gesetzt. Damit hatte die alte Schließ eine neue Heimat gefunden.

Bis Ende November 2019 wurde noch Sand für die beidseitigen Hänge angeliefert und Eingrenzungen für die obere und untere Anlage angelegt und betoniert. Als dann schlechtes Wetter einsetzte, endete ein weiteres Arbeitsjahr an der Schließ.

2020 konnte früh mit dem Weiterbau begonnen werden, denn das Wetter war günstig. Für eine, auf dem Gelände von Herbert Reinacher befindliche Metallbühne, die vor der Schließ

Die Metallbühne wird abgeholt.

Herbert Reinacher bei der Bearbeitung der Eichenbretter.

aufgebaut werden sollte, mussten wir noch händisch zum Ausbetonieren von sechs Stützpfeilern tiefe Löcher graben.

Angelieferte Flußsteine wurden zur Verschönerung der Anlage vor und hinter der Schließ ausgelegt und einbetoniert. Nachdem die Metallbühne noch mit einem Geländer ausgestattet war, wurde sie per Kranwagen zur Baustelle transportiert und dort einbetoniert. Dazu mussten auch 30 schwere Eichenbohlen bearbeitet und gestrichen werden, was fast allein durch Herbert Reinacher geschah. Diese Bohlen wurden dann mit der Bühne verschraubt. Ein zuvor angelieferter Sandhügel musste ebenfalls händisch auf beiden Seiten der Schließ verteilt und angelegt werden. Der ausgestreute Grassamen ging leider nicht auf, da es einfach nicht regnen wollte.

Inzwischen hatte auch Vereinsmitglied Wolfgang Kolb eine elektrische Leitung zur Schließ gelegt, denn diese sollte ja auch eine Beleuchtung bekommen. Vom Eisenquerträger aus kann nun die darunter befindliche Anlage angestrahlt werden.

Die Begrünung der Hänge um das Denkmal herum hatte zwischenzeitlich wildwachsendes Gras übernommen.

Mitte September 2020 wurden durch die zusätzliche Anbringung von Gitterrosten, weiterem Geländer sowie Abstützplatten vor dem Hang die jahrelangen Arbeiten an der Schließ beendet.

Eine Übergabe an die Gemeinde konnte wegen der Corona-Epidemie bisher noch nicht stattfinden.

Errichtung der Beleuchtungsanlage durch Helmut Stampfer und Wolfgang Kolb.

Lisa Hagen

BEIM BAD-FRITZ

Vor Zeiten hatte man's recht schwer;
kein Wasserhahn gab Wasser her.

Wer damals was auf sich gehalten hat,
ging samstags in's Familienbad.

Der Bad-Fritz hat den Kessel g'schürt;
ruft fröhlich: „Nur hereinmarschiert,

wäscht ab den Dreck von der Woche Müh',
in den Altrhein runner, läuft die Brüh'.

Bauer, Lehrer, Pfarrer, Pfleger,
und manchmal auch ein Schürzenjäger,

kamen allesamt gern in's Haus,
gingen frisch und sauber raus.

Wir Töchter mussten fleißig ran,
putzten allemal die Wann'.

Nach jedem Bad den Boden wischen,
abkassieren noch dazwischen.

'swar allemal viel Müh' und Plag,
Samstag war ein schwerer Tag.

Hat man dann um Mitternacht,
den letzten Gast hinausgebracht,

streckte man endlich die müden Glieder,
doch sonntagmorgens kamen wieder.

So manche noch, um auch zu baden,
ihren Schmutz hier abzuladen.

Onkel, Basen, Vettern, Tanten
und noch andere Anverwandten,

machten zugleich noch Visiten,
der Fritz hat manchem auch die Haare geschnitten.

Liebe Leute, da ging's rund,
wie in der Villa „Kunterbunt".

Es kam der Krieg, und die Soldaten,
die kamen täglich, um zu baden,

machten ihre Bäderrunde,
immer zehn Mann in der Stunde.

Dann, grad noch wie nebenbei,
betrieb man eine Wäscherei.

Etliche Äcker waren noch zu bebauen
Vieh im Stall, nett anzuschauen.

Keiner stellte uns die Frag':
„Was treibt ihr denn den ganzen Tag".

Es passierten manche Sachen,
und nicht alles war zum Lachen.

Wie der Wasserhahn wird zugedreht,
kapierte der Eine viel zu spät.

Hat mit heißem Wasser sich verbrüht,
eine Ohnmächtige man aus der Wanne zieht.

Eine Fehlgeburt erlitten,
dass man den Arzt in's Haus musst bitten.

Der hat sogleich und auf der Stell',
operiert die Frau, ganz schnell.

„Kinderbaden beim Bad-Fritz" Es sind die Enkel, v. l. Frieder, Hella, Elke, Gudrun.

Alles zu berichten, was gut war und übel,
gäb' ein Buch, so dick wie die Bibel.

Wollt' nur Euch ein bisschen unterhalten,
erzählen von der Zeit, der alten.

Ich stelle fest: Hier in der Runde
Sitzt noch manch ehemaliger „Bad-Fritz-Kunde".

Lisa Hagen auf dem Heizkessel beim Bad-Fritz sitzend.

1963 goldene Hochzeit von Maria (Marie) und Friedrich (Fritz) Burgstahler.

30jähriges Bestehen des Bades Fritz Burgstahler. Wie uns mitgeteilt wird, sind es am Samstag, den 15. Juli 1961 schon 30 Jahre her, seitdem Fritz Burgstahler in der Leopoldstraße (Starenpfiff!) ein öffentliches Bad eingerichtet hat. In der damaligen Zeit war diese Einrichtung geradezu ein Bedürfnis in unserer Gemeinde. Dies bewies der große Zuspruch, den das Bad seinerzeit und auch in den folgenden Jahren hatte. Obwohl heute an vielen Alt- und Neubauten Badeeinrichtungen vorhanden sind, kann sich nicht jeder Einwohner diese angenehme Bequemlichkeit leisten. Es ist noch eine ganze Anzahl Interessenten vorhanden, die regelmäßig das Bad in der Leopoldstraße benützen und sind dankbar, daß diese Einrichtung hier vorhanden ist. Durch die hier durchgeführte Kanalisation wäre für den Badbesitzer eine kostspielige Umstellung der Abwasserbeseitigung erforderlich. Derselbe hofft jedoch, daß er das Badwasser wie bisher, auch weiterhin den Berg hinunter in den Altrhein leiten kann. Zum 30jährigen Bestehen gratulieren wir Fritz Burgstahler recht herzlich und wünschen ihm auch zu seinem 75. Geburtstag alles Gute.

Aus den „Ortsnachrichten" vom 14.7.1961.

Manfred Becker

HOPFEN UND MALZ – GOTT ERHALT'S

Bierbrauer in Linkenheim – Die Anfänge der Brauerei Höpfner

„Cervisiam bibat" – man trinke Bier. Es hebt den Mut und fördert die Seelenkraft. Die berühmte Benediktinernonne Hildegart von Bingen war davon überzeugt, dass Bier ein gesunder und nahrhafter Trunk war. Das war um das Jahr 1100. Weiter sagte sie über das Bier: „Es lässt die Muskeln des Menschen wachsen und macht eine schöne Gesichtsfarbe wegen seiner Stärke und wegen seines hochwertigen Getreidesaftes."

Aber schon viel früher wurde Bier gebraut. Bier ist keine deutsche Erfindung, obwohl man es meinen könnte. Wir haben es lediglich unserem Geschmack angepasst und perfektioniert.

Nachweisbar ist Bier schon um das Jahr 3500 v. Chr. in Ägypten.

Neun Sorten verschiedener Biere brauten schon die Sumerer im Jahre 3200 vor Chr., wie auf alten Keilschrifttafeln zu lesen ist.

Wann das Bier bei uns genau heimisch wurde wissen wir nicht. Aber Kaiser Barbarossa verfügte 1156: „Wenn ein Bierschenker schlechtes Bier macht, soll er gestraft werden und er muss sein miserables Bier selber trinken."

Was für ein Gesöff das Bier zu jener Zeit zum Teil war, lässt sich nur erahnen. Den Leuten scheint es aber geschmeckt zu haben, sonst wäre das Bierbrauen wohl eingestellt worden. Aus alter Zeit stammt auch der Spruch: „Von Brot und Bier kann man leben, von Brot und Wasser nicht."

Was geblieben ist, sind die Grundzutaten, und die sind auf den Feldern unserer Gemarkung gewachsen. Das ist neben der Gerste auch der Hopfen, der ebenfalls hier angebaut wurde.

Im Gegensatz zu Wingertäckern, die auf Rebenanbau und Wein hinweisen, findet sich kein Gewann bei uns mit direktem Bezug für den Hopfenanbau.

Erst 1933 wurde in den Gemeindeunterlagen dokumentiert, dass in den Gewannen Kriegert, Reitäcker, Eisengrund, Mittelgrund, Salmengrund und Neubruch Hopfenanbau betrieben wurde. Also nicht auf dem Hochgestade wie die Wingertäcker, sondern im Dammfeld. Die Anbauflächen lagen pro Landwirt nur zwischen 5 und 10 a. Der Hopfenanbau ist deshalb so genau nachweisbar, weil er vom Reichsministerium für Ernährung genehmigt werden musste

und alle Anbauer namentlich mit der Anbaufläche aufgeführt wurden.

Inzwischen gibt es mehr als 170 Hopfensorten, allerdings wird er bei uns nicht mehr angebaut.

Der erste Bierbrauer, der im Linkenheimer Kirchenbuch aufgeführt wurde, andere Unterlagen gibt es wenige, war ein gewisser Johannes Jammerthal. Er kam etwa 1675 aus Bamberg hierher und hat Bier gebraut. Zu jener Zeit galt in seiner Heimat, wo er das Brauen erlernte, schon das Reinheitsgebot. Nachfolgende Bierbrauer im Ort, sofern sie von ihm das Brauen gelernt haben, werden sich wohl auch an diese Rezeptur gehalten haben, denn Überlieferungen fanden zu jener Zeit hauptsächlich mündlich statt.

Der Sohn vom Bierbrauer Johannes Jammerthal heiratete eine Frau aus Linkenheim, ist von Beruf aber als Bäcker eingetragen und seltsamerweise nicht als Bierbrauer wie sein Vater.

Zwischen Bierbrauer und Bäcker bestanden oft Verbindungen, denn beide benötigten nach der badischen Feuerversicherung von 1760 das Feuerrecht, das einen hohen Aufschlag bei der Versicherung kostete. Und für ihre Produkte brauchten beide den Ofen.

Die Bierbrauer mussten aber auch vorsichtig sein und gewisse Hygiene-Regeln beachten. Kamen ihnen falsche Hefestämme ins Bier, wurde es ungenießbar und konnte weggeschüttet werden. Und wer kennt ihn nicht, diesen Ausspruch: „Bei dem ist Hopfen und Malz verloren“, der auch heute noch abwertend verwendet wird.

Aus Unterlagen geht hervor, dass hier in Linkenheim im Jahre 1723 Clemens Lang Bierbrauer war, 60 Jahre später, nämlich 1783, war Johann Jakob Ratzel Bierwirt im Ort und wieder 40 Jahre später Johann Friedrich Heuser. Insgesamt sind seit jener Zeit 26 Bierbrauer in Linkenheim dokumentiert.

Von allen Bierbrauern, die in Linkenheim brauten, hat keine Familie aber einen solchen Geschäftssinn bewiesen wie die Familie Höpfner.

Begonnen hat der Erfolg dieser Braudynastie mit Carl Friedrich Gottfried Höpfner, aber nicht in Linkenheim, sondern acht Kilometer entfernt in Liedolsheim. In diesem Beitrag wird fast nur über die Familie Höpfner und ihre Nachkommen berichtet, denn über andere Bierbrauer in Linkenheim gibt es wenig zu erzählen. Von Höpfners gibt es zudem viele Unterlagen, hauptsächlich im Generallandesarchiv, da die Dokumente vom Amt schön säuberlich aufbewahrt wurden. Im Archiv hier ist nicht allzu viel zu finden. Es wird vieles wohl auch mündlich gelaufen sein.

Carl Friedrich Gottfried Höpfner, damals noch mit „ö“ geschrieben, wurde am 4. Dezember 1782 in Kelten-Weiler im Enzkreis geboren. Sein Vater Johann Jakob Friedrich war

dort von 1781 bis 1787 Pfarrer und ab 1787 bis 1800 Pfarrer in Liedolsheim, wo er mit seiner Familie auch wohnte. Seine Mutter stammte auch aus einer Pfarrersfamilie. Ihre Eltern haben sogar 1736 in Linkenheim geheiratet.

Im Dezember 1802 heiratete der 20-jährige Höpfner die 18-jährige Maria Catherina Kubach aus Liedolsheim. Die Hochzeit fand aber nicht in Liedolsheim, sondern in Linkenheim statt. Ernst Philipp Kaufmann, der Linkenheimer Pfarrer, hat neben den Hochzeitseintrag geschrieben: „Wegen Unzucht ohne Kranz." (Solche und ähnliche Bemerkungen standen übrigens öfters im Kirchenbuch, nicht nur bei diesem Eintrag.) Drei Monate später kam auch ihr erstes Kind zur Welt, das aber kurze Zeit später wieder starb.

Der Wohnort von Höpfner war jedoch Liedolsheim. In jenem Jahr war er auch neu angehender Bürger dort, weil er eine Frau vom Ort geheiratet hat.

In Linkenheim taucht der Name Höpfner erstmals 1825 auf. Er übersiedelte in diesem Jahr mit seiner Familie hierher und wird hier im September als Hintersass angenommen. 1824 war der Linkenheimer Bierbrauer Johann Friedrich Heuser gestorben, und im Ort gab es damals keinen anderen Brauer mehr. Für Höpfner war das eine günstige Gelegenheit, in Linkenheim als Bierbrauer sein Geschäft zu eröffnen. Nach seinem Umzug hierher war Höpfner noch kein Bürger, sondern nur Hintersass. Er hatte auch noch keine Bürgerrechte, bekam keinen Bürgernutzen, das bedeutete, er bekam keinen Deichgarten und keine Allmend zugeteilt. In diesen Genuss kamen nur Bürger.

Zu diesem Zeitpunkt war Höpfner in dritter Ehe mit der Wittwe Maria Weckerlin geborene Jock verheiratet. Mit seiner ersten Frau Maria Katharina Kubach hatte er acht Kinder. Drei davon starben sehr früh. Ein Jahr nach der Geburt seines jüngsten Sohnes starb im Jahre 1816 auch seine Frau. 1817 heiratete er in Graben seine zweite Frau Elisabetha Zimmermann, die aber 1819 schon wieder verstarb. Mit ihr hatte er eine Tochter, Karolina Philippina, die 1818 in Liedolsheim geboren wurde.

Mit fünf Kindern aus vorherigen Ehen und seiner neuen Frau siedelte er sich also in Linkenheim an.

Er war 42 Jahre alt, seine Kinder Jakob Friedrich Gottfried 19 Jahre, Johanna Magdalena 16 Jahre, Christiane 13 Jahre, Johann Heinrich 10 Jahre und seine Tochter aus zweiter Ehe, Karolina Philippina 7 Jahre alt. Die älteste Tochter Friederike Katharina Rosina hat 1821 in Liedolsheim geheiratet und ist nicht mit nach Linkenheim gekommen.

Bier brauen spielte in dieser Familie eine zentrale Rolle.

Der älteste Sohn Jakob Friedrich trat in die Fußstapfen seines Vaters und

wurde ebenfalls Bierbrauer, der jüngste Sohn Johann Heinrich auch. Karolina Philippina heiratete auch einen Bierbrauer und ein Sohn von Johanna Magdalena wurde ebenfalls Bierbrauer.

Warum aber zog Höpfner von Liedolsheim weg und wollte nach Linkenheim?

Im November 1825 stellte Friedrich Höpfner den Antrag an das Kreis-Direktorium, einen Bierschank in Linkenheim eröffnen zu dürfen. Darauf hat dieses Amt wieder an das Landamt die Frage gerichtet, warum Höpfner von Liedolsheim um einen Bierschank in Linkenheim nachsuche und ob er dort bürgerlich angesessen sei.

Vom Amt kam folgende Antwort:

„Bierbrauer Höpfner von Liedolsheim hat schon mehrmals sowohl bey Hochdemselben, wie auch bey uns das Gesuch gestellt, einen Bierschank in Linkenheim errichten zu dürfen. Wir haben deshalb den Ortsvorstand von Linkenheim zum Bericht hierüber aufgefordert, welcher jedoch durch uns nichts gegen die Errichtung eines Bierschanks von Friedrich Höpfner einzuwenden hat.
Wir erlauben uns daher bei einem Hochlöblichen Kreis Directorium gehorsamst darauf anzutragen, daß dem Bierbrauer Höpfner die Erlaubniß ertheilt werden möge, einen Bierschank in Linkenheim errichten zu dürfen.“

Im Oktober 1826 wurde ihm die Erlaubnis zum Betrieb des Bierschanks in Linkenheim erteilt jedoch mit dem Vorbehalt, dass er selbst gebrautes Bier ausschenke.

Weiter steht in dem Schreiben:

„Der Grund, weßwegen Bierbrauer Höpfner um einen Bierschank in Linkenheim nachsucht ist wohl der, weil öfters in Liedolsheim Ueberschwemmungen stattfinden, und die dortigen Keller sehr schlecht sind wodurch ihm großer Schaden in seinem Gewerbe zugeht, was in Linkenheim nicht der Fall ist. Supplicant (Bittsteller) ist in Liedolsheim bürgerlich angenommen und bleibt es auch.“

Die schlechten Keller und die vielen Überschwemmungen waren wohl ein sehr wichtiger Grund, aber vermutlich nicht der einzige.

Liedolsheim liegt an der Straße, die von der Durchgangsstraße am Hochgestade entlang nach Mannheim in Linkenheim abzweigt und über Hochstetten dann im Tiefgestade durch Liedolsheim hindurch nach Rußheim führt. Durch diese Straße führte kein starker Verkehr, und bei Regen wird sie beinahe unpassierbar gewesen sein.

In Liedolsheim und wohl auch in Linkenheim hatten die wenigsten Bürger so viel Geld, um sich des Öfteren Bier kaufen zu können. Vom Bierverkauf lebte aber der Bierbrauer. In einer Petition der drei Schildwirte in Linkenheim schreiben diese in

einer anderen Angelegenheit an das Landamt:

„... dass der Ort Linkenheim nur ein gewöhnliches Bauerndorf ist, wo wegen des großen Geldmangels der Bürger des Nachts kaum ein Glas Wein zu trinken im Stande ist."

Die Leute im Dorf machten ihren Most, der auch Alkohol hatte und der Stärkung diente. Die Hauptverkehrsstraße, die spätere B 36, führte aber durch Linkenheim, nicht durch Liedolsheim. Auf dieser Straße herrschte reger Fuhrverkehr. Von diesen Leuten wurde auch Bier getrunken und damit Geld verdient.

Stenzel schreibt in der Ortschronik, dass die Straße, die durch Linkenheim über Graben und Schwetzingen nach Mannheim führt, sehr stark befahren war. Das Pflaster wurde durch die vielen durchfahrenden schweren Güterwagen sogar so ruiniert, dass es dringend erneuert werden musste.

So siedelte Höpfner sich also in Linkenheim an. Aber woher hatte er das Geld? Er musste schon in Liedolsheim mit seiner Brauerei gut verdient haben, vielleicht hatten seine drei Ehefrauen auch Geld mit in die Ehe gebracht. Von seinem Vater, dem Pfarrer, hatte er es sehr wahrscheinlich nicht. Der hatte um 1800 so viele Schulden, dass er nicht mehr zahlungsfähig war. In der Zeitung vom Mai 1801 wurde folgender Aufruf veröffentlicht:

„Um den Aktiv- und Passiv-Vermögenszustand des gewesenen Herrn Pfarrers Johann Jakob Friedrich Höpfner von Liedolsheim näher zu eruieren hat man in Gemäßheit höherer Verfügung die Vornahme einer Schuldenliquidation für nötig gefunden, und daher Terminum ad liquidantum auf Mittwoch, den 10. Juni dieses Jahres anberaumt. Es wird dieses dahero mit dem Anhang öffentlich gemacht, daß alle diejenig, welche eine Forderung oder sonstigen Anspruch an gedachten Herrn Pfarrer Höpfner zu haben vermeinen, sich gedachten Tag Vormittag 9 Uhr auf dem Rathaus zu Liedolsheim vor dem oberamtlichen Comissaire unter Mitbringung ihrer Beweisurkunden einfinden sollen."

Geld musste der Bierbrauer Höpfner aber ausreichend besessen haben, denn schon am 23. Februar 1826 steht folgender Eintrag im Linkenheimer Grundbuch:

„Es verkauft unter heutigem der hießige Bürger und Mezgermeister Gottlieb Nagel und seine Ehefrau Christina eine gebohrene Seufert dahier aus freier Hand an den hier als Privatbürger angenommenen Bierbrauer Friedrich Höpfner drey Viertel Haus, Baum und Garten mitten im Dorf an der Kirchgaß (heute Karlsruher Str.), neben Friedrich Stober und Michel Metz einerseits, und anderseits neben Johann Adam Nagel. Stoßt vornen auf die Kirchgaß und hinten auf das Ackerfeld, für 311 Gulden."

Die Bedingungen waren:

„Müßen an dem Kaufschilling Einhundert Gulden gleich baar und der Überrest 211 Gulden bis

kommende Weihnacht 1826
baar ohne Zins bezahlt werden.“

(Der Kaufschilling war der Verkaufspreis)

Nun konnte er in Linkenheim eine Brauerei aufbauen. Aber er hatte noch kein Lokal, also noch keinen Bierschank.

Carl Friedrich Gottfried Höpfner

Im August 1826 schrieb er deshalb an das Großherzogliche Kreisdirektorium erneut einen Antrag folgenden Inhalts:

„Unterthänigste Bitte
des Bierbrauer Höpfner
von Liedolsheim, das ihm hier
schon längst gewährte Schenkrecht
auch in seinem neuen Wohnorte
Linkenheim ausüben zu dürfen.

Auf meine im März v. J. unterthänigst eingereichte Bitte, zur besseren Betreibung meines Gewerbes, der Bierbrauerei, meinen gegenwärtigen Wohnort in Liedolsheim mit einem bequemern in Linkenheim vertauschen zu dürfen, hat zwar das Großherzogliche Landamt Carlsruhe unterm 1ten Aug. v.J. beifällig entschieden, jedoch mit dem restrigirenden Zusatz, daß ich zwar in Linkenheim mein Bierbrauerei-Gewerbe, nicht aber einen Bierschank führen dürfe.
So dankbar ich auch die erste Hälfte der Concehsion verehre, so wenig kann ich mich bei dem das Schankrecht untersagenden Zusatz beruhigen, da durch dieses Verbot gerade die Hauptquelle meines bisherigen Gewerbes verschlossen würde.
Ich wage daher bei Hochlöblichem Kreisdirectorium das unterthänigste Ansuchen, um gnädige Bestätigung des Schankrechts, auch in meinem neuen Wohnorte Linkenheim; und lebe in der freudigen Hoffnung, es werde mir was allen Bierbrauern bisher gewährt ist, in meinen Verhältnissen nicht entzogen, sondern huldreich gewährt werden.

Liedolsheim, den 6ten August 1826

Unterschrift: Friedrich Höpfner“

Er konnte sich freuen, das Schankrecht wurde ihm gewährt. Sogleich wurde mit Umbauten und Anbauten begonnen, denn noch im gleichen Jahr wurde das Anwesen im Assecurationsbuch, das war die badische Brandversicherung, welche im Jahr

1759 von Markgraf Carl Friedrich eingeführt wurde, schon auf 800 Gulden plus das Feuerrecht für 150 Gulden taxiert. Zusammen 950 Gulden, also das dreifache seit dem Kauf.

Dieser Eintrag im Buch vom Linkenheimer Ratschreiber hat die Suche nach dem Standort der Brauerei sehr erschwert. Wenn ein Haus verkauft wurde oder an einen Erben überging, wurde nur der Name des bisherigen Besitzers durchgestrichen und der neue Besitzer immer wieder darüber oder daneben geschrieben, ohne Datum. 1826 lautete der Eintrag:

„Friedrich Höpfner – Eine einstöckige Behausung samt Stallung unten im Dorf neben Hanß Adam Nagel und Michel Metz und Friedrich Stober. Keine Straße."

Dann folgten immer höhere Beiträge wegen Anbauten. Irgendwann wurde der Name Friedrich Höpfner durchgestrichen und Heinrich Höpfner darüber geschrieben. Dann wurde auch Heinrich Höpfner durchgestrichen und Johann Müller daneben geschrieben. Somit war eindeutig, dieses Anwesen ist die Brauerei Höpfner. Jetzt ging die Suche los, wo „unten im Dorf" stand die Brauerei?

„Unten im Dorf" war, wie aus anderen Einträgen hervorging, entweder die Rheingasse oder unten bei der Kirche. Es gab ja nur drei Straßen im Ort. Die Landstraße oder auch Kirchgasse wie sie vorher hieß, die Rheingasse und die Brunnengass. Außerdem noch einige Häuser in der Spöcker Gasse und der Kirchenpfad sowie zwei Häuser in der Hochstetter Straße. Nach längerer Suche hat es sich herausgestelllt, dass es „oben im Dorf", nicht „unten im Dorf" hätte heißen müssen. Das hat dann weitere Recherchen erleichtert.

Am 11. August 1827 hat Höpfner wieder einen Antrag an das Hochlöbliche Großherzogliche Kreis Directorium gerichtet.

„Gehorsamste Vorstellung
und Bitte des Bierwirth Höpfner
von Linkenheim
um gnädige Erlaubniß zum
Fortbetrieb seiner Bierwirtschaft
zu Liedolsheim.
Der Bierwirth und Bierbrauer Höpfner
ist vor einiger Zeit von seinem
früheren Wohnort Liedolsheim
nach Linkenheim hinüber gezogen,
und hat an dem letztgenannten Ort
mit amtlicher Erlaubniß eine
Bierwirthschaft errichtet, zugleich
aber die frühere Bierwirtschaft
in Liedolsheim fortgeführt, und von
beiden Wirthschaften die gesezliche
Gewerbesteuer entrichtet.
Vor kurzem erging aber von Seiten
des Großherzoglichen Landamts
Karlsruhe unterm 27ten Juny dieses
Jahres ein Erlaß, wonach dem
genannten Höpfner untersagt wurde,
die Bierwirthschaft in Liedolsheim
ferner selbst oder durch die
Seinigen zu betreiben, oder auch
in Pacht zu geben.
Der Bittsteller würde durch dieses
amtliche Verbot außerordentlich
leiden, da die Wirthschaft in
Liedolsheim mit bedeutenden
Kosten vollkommen eingerichtet ist,
und aus dem Verkauf der

Wirthschaftsgeräthschaften immer nur eine äußerst geringe Summe erlößt werden könnte. Zudem müßte in Liedolsheim sogleich eine andere Bierwirthschaft errichtet werden, die jedem Unternehmer große Auslagen verursachen würde. Der Bittsteller selbst aber ist Vater einer zahlreichen Familie, dessen älteste Tochter und einer seiner Söhne im Begriff stehen sich zu verheirathen. Derselbe bittet daher aus den angeführten Gründen Ein Hochlöbliches Kreis Direktorium, ihm neben der Bierwirthschaft in Linkenheim die Betreibung der zu Liedolsheim hochgeneigtest ferner zu verwilligen, oder ihm doch gnädig zu erlauben, die leztgenannte an eines seiner Kinder zu übertragen.

Karlsruhe den 11.ten August 1827“

Vom Amt kam jedoch folgender Bescheid:

„Die Vorstellung und Bitte des Bierwirth Höpfner von Linkenheim um Erlaubniß zum Fortbetrieb seiner Bierwirthschaft zu Liedolsheim von 21ten August d.J. 1827

Supplicant wohnte früher in Liedolsheim, zog nach Linkenheim, hat daselbst eine Bierbrauerey und Bierwirthschaft. Seinem Gesuch, auch in Liedolsheim eine Wirthschaft errichten und sie verpachten zu dürfen, stehet einmal im Allgemeinen entgegen, daß es unbillig ist, und dann liegt dessen Haus in Liedolsheim so abgelegen, daß es schwer surreilirt werden kann.

Der Ortsvorstand trägt auf Abweisung des Gesuchs an, und wir stimmen ihm bey.

Es war also der Ortsvorstand von Liedolsheim, der ihm sein Gesuch abgelehnt hat.

In Linkenheim wurde *„der Hintersaß Karl Fried. Gottfried Höpfner als Bürger angenommen den 13. Februar 1834. War vorher in Liedolsheim bürgerlich.“* Kurze Zeit später ließ er sich von seiner dritten Frau scheiden. Zu dieser Zeit war Höpfner 52 Jahre alt. Sein zweitältester Sohn, Johann Heinrich Höpfner, heiratete am 3. November 1836 mit 21 Jahren die ebenfalls 21 Jahre alte Christina Catharina Hauf, die Tochter vom Löwenwirt in Linkenheim.

An diesem Tag hat Heinrich Höpfner auch sein Bürgerrecht in Linkenheim angetreten. Obwohl er als Johann Heinrich getauft war, wurde er in den Dokumenten meist nur noch mit dem Vornamen Heinrich geführt. Sowohl er wie auch sein älterer Bruder Jakob Friedrich, der merkwürdigerweise meistens auch nur als Friedrich angeführt wurde, hatten das Bierbrauen gelernt und führten diesen Beruf auch aus.

Vor der Heirat seines Sohnes Heinrich im Oktober 1836 hat Carl Friedrich

Gottfried Höpfner mit erst 54 Jahren seine Brauerei im August an diesen übertragen, der jedoch seine Geschwister auszahlen musste und auch seinen Vater auf dem Anwesen beherbergen musste. Höpfner hat das alles genau geregelt und sich rechtlich durch folgenden Vertrag abgesichert:

Schenkungsurkunde Friedrich Höpfner an Heinrich Höpfner vom 29. August 1836

Schenkung unter Lebenden, Kindeskauf.

Vor dem Gr: Landamts reviserat Karlsruhe und in Gegenwart nachbenannter zwei Zeugen ist erschienen:

Herr Höpfner Bürger und Bierbrauer dahier und erklärt, daß er sich bey gesundem Verstande aus freiem Willen durch Schenkung unter Lebenden nachbenannter ihm eigenthümlich zustehenden Vermögens-Gegenstandes zum Vortheile seines anwesenden ledigen und volljährigen Sohnes Heinrich Höpfner dahier, da sein älterer Sohn Friedrich Höpfner ebenfalls ledig und volljährig dahier auf diesen Vermögens-Gegenstand verzichtet, wirklich und unwiderruflich begeben habe, und bitte um Urkunde hierüber.

Beschreibung und Werth der geschenkten Gegenstände.

Ein einstöckiges in der Kirchgaße neben Friedrich Stober und Johann Adam Nagel Wittwe gelegenes Wohnhaus, nebst einer dabeiliegenden vollständig eingerichteten Bierbrauerei und dem dazu gehörigen sonstigen Handwerksgeschirr so wie die vorhandenen Fässer und Taugholz, Kieferwerkstätte, Stallungen, Scheuer, Hofraith Garten u. s. w. für den Anschlag von 6000 Gulden.

Hierüber könne der Beschenkte vom Tage der Annahme dieser Schenkung, sowohl über Eigenthum als Genuß verfügen, mit der Auflage künftig hin die Steuern, Zinsen und alle anderen Abgaben zu entrichten.

Vorbeschriebene Vermögens-Gegenstände werden unter folgenden Bedingungen dem Beschenkten überlassen:

1.

Hat derselbe jedem seiner Geschwister die Summe von 1000 Gulden, und zwar auf Martini 1836 baar ohne Zins auszubezahlen. Sollte auf diesen Termin nicht bezahlt werden, so muß obige Summe mit 5% verzinst werden.

2.

Behält sich der Schenker die Summe von Zweitausend Gulden von dem Hausanschlag vor, wovon der Beschenkte 1600 Gulden dem Schenker

zu 5% verzinsen muß, wobei noch weiters bemerkt wird, daß letzterm freisteht, beliebige Summen zu erheben im Falle er denn bedürftig sein sollte, die weitere vierhundert Gulden jedoch, sollen bei dem Beschenkten bis zu einer einstigen Vermögensübergabe oder Theilung stehen bleiben, wo sodann solche in die Vermögensmasse ohne Zins einzuwerfen sind.

3.

Behält sich der Schenker in dem abgetretenen Hause zur lebtäglichen unentgeltlichen Benutzung vor, das Zimmer rechts am Eingange, dasselbe soll jedoch auf Kosten des Schenkers durchgebrochen und in der Schlafstätte der Knechte eine Küche errichtet werden, ferner die auf vorgenanntem Zimmer befindliche Kammer zur Aufbewahrung seiner Wäsche, die aus der Schlafstätte der Knechte befindliche Malzdarre will der Schenker auf seine Kosten an einen andern schicklichen Ort errichten laßen, da dieselbe durch die Einrichtung der Küche an Umfang verlieren wird, weiters behält sich derselbe vor, Platz im Pferdestall, und zwar den vordern Stand, den vordern Kühstell zur Stellung von zwey Stück Vieh, die hintere Hälfte des Speichers auf dem Kühstell zur Aufbewahrung von Frucht usw. Die hintere Hälfte oben am Scheuertenn zur Aufbewahrung von Heu, den kleinen Keller links beim Eingang in den Lagerbierkeller, den Platz vor dem Pferdstall zu Aufbewahrung von Dung, den vordern Schweinstall, das Torfplätzle vornen am Kellerhals zu Holz, den Hopfengarten, (ihren Hopfen haben die Bierbrauer hier also zum Teil selber angebaut) *sowie die Hälfte des Kochgartens und zwar vom Kellerloch des Lagerbierkellers bis an die Dielwand.*

Der alte Höpfner ging also auf Nummer sicher, was seinen Alterssitz betraf. Er hat alles bis ins kleinste Detail amtlich festgelegt. Zum Glück, wie sich noch herausstellen wird.

Weiter geht es mit:

4.

Bedingt Schenker im Falle sich sein Sohn Heinrich verheirathen sollte oder auch nicht, und er nemlich Schenker wolle eingetretener Verhältniße wegen nicht mehr bei ihm wohnen so hat Schenker jährlich: 25 Gulden als Hauszinßvergütung anzusprechen.

5.

Von dem vorhandenen Bauholz hat der Beschenkte seinem Bruder Friedrich die Hälfte abzutreten, und eben so die Hälfte der Fäßer und

zwar unendgeldlich und hat sich Letzterer den Werth deselben der beyläufig auf 450 Gulden geschätzt wird bei einstiger Theilung nicht aufrechnen zu lassen.

6.

Sollte der Beschenkte die zur Betreibung der Bierwirthschaft nöthigen Gerätschaften als Tische, Stühle, Bänke, Krüge, Gläser als voraus ohne Einwerfung erhalten wie sich solche jetzt vorfinden, da dieselben unter dem Haus Anschlag ad 6000 Gulden begriffen sind.

Aufnahme

Der Beschenkte Heinrich Höpfner, so wie der Beschenkte Friedrich Höpfner haben diese Schenkung in bestimmten Ausdrücken mit Dank angenommen und wird ersterer für den Eintrag ins Grundbuch sorgen. Diese hierüber aufgenommene Urkunde wurde den Betheiligten vorgelesen und von ihnen unterzeichnet.

Geschehen Linkenheim, den 29. August 1836

Zeugen Kaufmann Heger, Löwenwirth Hauf

Beschenkte Heinrich Höpfner, Fried. Höpfner

Schenker Höpfner

Zum Zeitpunkt der Schenkung war der Wert des Anwesens mit Brauerei auf 6.000 Gulden angewachsen – wir erinnern uns, beim Ankauf vor 10 Jahren hatte Friedrich Höpfner 311 Gulden dafür bezahlt, er hat also den Wert seines Vermögens beinahe verzwanzigfacht!

Eigentlich hätte ja der älteste Sohn von Friedrich Höpfner, Jakob Friedrich, als gelernter Bierbrauer und Erstgeborener, die Firma vom Vater übernehmen müssen. Der hat jedoch damals schon weitergedacht. Er hat sich sein Erbteil auszahlen lassen und sich dann in Eggenstein, näher bei Karlsruhe, eine eigene Brauerei erbaut, welche er später nach Karlsruhe verlegte. Wie geschäftstüchtig er war, sehen wir heute noch.

Heinrich Höpfner, der neue Besitzer der Brauerei Höpfner in Linkenheim, stellt am 24. August 1840 an den Gemeinderat den Antrag wegen Restauration

„Wohllöblicher
Gemeinderath!

Gehorsamste Bitte des
Heinrich Höpfner Bierbrauer und
Bierwirth in Linkenheim
um Ertheilung einer Restauration

/: resp:/ einer Schenk
und Speiße-Wirthschaft.

Ich bin nun schon seit 4 Jahren im Besitz einer Bierbrauerei verbunden mit einer Bierschenk, mein Vater betrieb diese schon 10 Jahre wie ich hinsichtlich der Steuer wie Polizei-Gesetze klaglos, mein Haus ist in der besten Lage im Ort, nämlich an der Hauptstraße die von Karlsruhe /resp:/ Basel nach Mannheim führt, ganz von den andern Wirthshäusern getrennt; ich als Bierwirth und meine Frau als Wirthstochter beide in bestem Alter würden uns ganz zu dem Geschäfte eignen.

Ich würde mich nie erkühret haben um eine Restauration einzukommen, allein ich richtete meine Brauerei mit vieler Mühe und großen Kostenaufwand ein, und bei den immer mehr und mehr auf dem Lande entstehenden Brauereien kann ich eine Familie, wenn sie auf eine Gemeinde hinsichtlich des Bierabsatzes allein beschränkt ist, nicht ernähren.

Ich stelle daher an einen löbl: Gemeinderath die gehorsamste Bitte: Wohlderselbe wolle mein Gesuch um Ertheilung einer Restaurations Consens höherer Stelle empfehlenst vorlegen.

Linkenheim, den 24ten August 1840
gehorsamster Heinrich Höpfner"

Der Gemeinderat hat dieses Gesuch weitergeleitet mit der Bemerkung:

„... Der Gemeinderath ist der Ansicht, daß dieser in Ansehung seiner Kenntnisse, wie auch seines Hauses und dessen Einrichtung vollkommen zum Betrieb dieser Wirthschaft eignet ..."

und unterstützt dessen Gesuch, das dann auch genehmigt wurde.

Ein viertel Jahr später aber verkaufte Heinrich Höpfner das gesamte Brauereianwesen an seinen Schwager Johannes Müller. Der war mit seiner Stiefschwester Karolina Philippina verheiratet.

Als Bierbrauer und Schwiegersohn von Höpfner war keine besondere Erlaubniß erforderlich, und da Müller ein rechtschaffener Mann und gelernter Bierbrauer ist, so hatte man kein Hinderniß vorzubringen. Der Kaufpreis betrug jetzt 7.000 Gulden. Heinrich Höpfner hatte also in kurzer Zeit 1.000 Gulden verdient.

Als Bedingung hatte der alte Höpfner den Sitz im Haus, wie er es mit seinem Sohn Heinrich vertraglich vereinbart hatte. Der Besitzer der Brauerei Höpfner war jetzt der Schwiegersohn des alten Höpfners.

Am 25. Oktober 1840 kauft Heinrich Höpfner von Ludwig Rieger und seiner Schwester ein Wohnhaus mit Ställen und Scheuer, vorn die Landstraß und hinten das Ackerfeld für 1.200 Gulden. Das Haus lag irgendwo an der heutigen Karlsruher Straße auf der Ostseite, also Richtung Friedrichstraße, die es damals noch nicht gab.

Im Gemeindearchiv findet sich in den Unterlagen von 1841 überraschenderweise aber folgendes Schriftstück:

Brauverbot gegen den Jakob Müller
vom 5. Januar 1841

Bescheinigung
Daß die landamtliche Verfügung vom 31. December 1840 wonach dem Bierbrauer Jakob Müller von hier die Ausübung des Bierbrauereirecht untersagt ist demselben eröffnet worden ist bescheinigt

Linkenheim den 5ten Jan. 1841

Bürgermeister Heuser“

Im März 1845 hat Johann Müller in der Karlsruher Zeitung folgendes Inserat veröffentlichen lassen:

BIERBRAUEREIVERSTEIGERUNG.

Der Unterzeichnete lässt seine ganz vollständige Brauerei und Branntweinbrennerei am Mittwoch, den 23. April d. J., Nachmittags 1 Uhr an den meistbietenden auf dem Rathause versteigern.

Die Gebäude bestehen:

1) Aus einem geräumigen Wohnhaus an der Landstraße, mit Bierschank versehen,
2) einem besonders stehenden Brauhaus mit 2 Bierkesseln, der eine enthält 11 Ohm, der andere 3¼ Ohm, nebst einem Branntweinkessel, 1 Ohm haltend,
3) einer vierbündigen Scheuer, mit einer gut eingerichteten Pferdemahlmühle, und 2 hinlänglichen Luftspeichern,
4) einem großen Hintergebäude, um hinlänglich Holz aufzubewahren, nebst Kegelbahn und ein Viertel Gemüsgarten,
5) unter den Gebäuden befinden sich 7 Keller, worunter 3 ganz gute Lagerbierkeller sind,
6) 4 steinerne Schweinställe und sonst noch kleine Gebäude.

Die Gebäude so wie die Bedingungen können täglich eingesehen werden.

Linkenheim, den 19. März 1845
J. Müller, Bierbrauereibesitzer

---

1 Ohm hatte damals 150 Liter, der 11 Ohm-Kessel fasste also 1.650 Liter.

Nach dem Protokoll vom Rathaus gab es noch folgende Bestimmungen zu der Versteigerung:

1.
Der Steigschilling ist bis den 1ten Okbr. dieses baar ohne Zins zu bezahlen.

2.
Die Gebäulichkeiten sind verpfändet für 1500 Gulden und es ist dieses Capital nebst dem stehenden Zins zuerst zu bezahlen.

3.
Alt Bierbrauer Höpfner dahier hat einen Vorbehalt von 2000 Gulden nebst Zinsen aus 1600 Gulden auch hat derselbe die lebtägliche und unentgeltliche Benutzung des Zimmers rechts am Eingang pp. wie solches in dem Gewährbuch Band 3 beschrieben ist.

4.
Ferner Herr Ernst Glock Kaufmann in Carlsruhe 2918 Gulden 43 Kreuzer welches ebenfalls vom Kaufschilling bis 1ten Octbr. d. J. bezahlt werden muß.

5.
Der Verkäufer hat das Haus bis den 1ten Octbr. d. J. zu bewohnen, wo er unterdessen sein Bier verwerten kann; auf den 1ten Octbr. kann der Käufer einziehen.

6.
Dem Käufer wird zur Bedingung gemacht, daß er das Wasser von der Brauerei auf seinem Eigenthum ableiten muß, ohne Schaden der Nachbarn.

7.
Die sämtlichen Unkosten die sich durch diesen Kauf ergeben hat der Steigerer allein zu bezahlen.

8.
Der Steigerer hat einen annehrbaren Bürgen zu stellen.

Es erhielte im höchsten und letzten Gebot:

Georg Friedrich Lang ledig von hier für 10050 Gulden

gez. Georg Friedrich Lang

Bierbrauer Jb. Müller und seine Ehefrau Karoline geb. Höpfner haben diesen Kauf genehmigt und unterschrieben.

gez J. Müller gez. Karolina Müller

Der Gemeinderat hat diesen Kauf geprüft und keinen Anstand gefunden, daher gewährend unterschrieben.

Wir halten fest: Mit 7.000 hat Müller die Brauerei von Heinrich Höpfner gekauft, und hat über 10.000 dafür bekommen.

1845, im April, hat Lang die Brauerei ersteigert, aber schon am 9. September wurde sie ihm wieder zwangsversteigert. In der Verfügung steht:

„... es sollen dem ledigen Bierbrauer Georg Friedrich Lang dahier Liegenschaften versteigert werden, bis die eingeklagten Forderungen von dem Erlös bezahlt werden können.

Es erhielte im höchsten und letzten Gebot für 8000 Gulden

Heinrich Friedrich Becker von Heidelsheim“

Dann der Vermerk:

„... Da zu erwarten ist, dass bei einer nochmaligen Versteigerung bedeutend weniger erlöst werden würde, so wurde dem Heinrich Friedrich Becker von Heidelsheim der Zuschlag erteilt.

Nach den Bierbrauern Friedrich Höpfner, Heinrich Höpfner, Johann Müller und Georg Friedrich Lang hieß der neue Brauereibesitzer in Linkenheim jetzt Heinrich Friedrich Becker aus Heidelsheim.

Der ehemalige Brauereibesitzer Jakob Müller hat sich dann zwischen 1841 und 1848 in Linkenheim 10 Äcker gekauft für insgesamt 830 Gulden.

Vom 6. Februar 1847 gibt es ein Protokoll mit der Überschrift:

„... Jakob Müller will auswandern und alle Äcker verkaufen“ –

diese waren aber alle verpfändet. Weiter heißt es:

„... Der hießige Bürger und Bierbrauer Jakob Müller und seine Ehefrau Caroline geb. Höpfner haben das Ansuchen gestellt: Er seie gesonnen nach Amerika auszuwandern und bitte deswegen um Versteigerung seiner Liegenschaften ...“

Man hat dieses in der Gemeinde der Ordnung gemäß bekannt machen und ausschellen lassen.

Für die Äcker waren zwei Schuldner eingetragen, nämlich Heinrich Vierord von Carlsruhe und Christoph Heyl von Liedolsheim.

Sämtliche Güter waren Errungenschaft und wurden verkauft für insgesamt 786 Gulden 30 Kreuzer.

Zwei Jahre später war Müller mit seiner Familie immer noch in Linkenheim und ersteigerte sich ein Haus. Aus dem Protokoll der Gemeinde geht hervor:

„... am 27. Januar 1849 wird auf dem Rathaus ein Haus versteigert. Ein anderthalbstöckiges Wohnhaus, Scheuer und Stall in der Rheingaß.

Höchstes Gebot gab Jakob Müller für 700 Gulden ...“

Bürge und Selbstschuldner war Friedrich Höpfner. Er hat sich wohl sehr um seine jüngste Tochter gekümmert, die mit Müller verheiratet war.

Dann findet sich aber im Bürgerbuch folgender Eintragt:

„... Jakob Müller,
geb. den 10. Sept. 1812
zu Baierthal,
Ehefrau Karoline geb. Höpfner
geb. den 23. Nov. 1818
zu Liedolsheim.
Sind von Baierthal, wo sie
bürgerlich waren dahier
bürgerlich angenommen worden
den 24. Sept. 1841 ...“

Weiter steht in dem Buch:

„... Jakob Müller ist am
15. Oktober 1849 im Gefängnis
in Karlsruhe gestorben.
Begraben am 17. Oktober
in Karlsruhe ...“

Die Wittwe mit all ihren Kindern ist
den 19. April 1852 nach Amerika
ausgewandert.

1851, am 20. November, wurde die ehemalige Brauerei Höpfner, welche derzeit dem Bierbrauer Becker gehörte, schon wieder im Wege der Vollstreckung versteigert. In der Versteigerungs-Bekanntmachung steht der Satz:

„... der Zuschlag erfolgt auf
das sich ergebende höchste Gebot,
auch wenn solches unter dem
Anschlagspreis bleiben sollte ...“

Taxiert wurde die Brauerei auf 6.000 Gulden.

„... Es erhielt im höchsten
und letzten Gebot:
Albert Glock, Eigenthümer der
Geschäftsfirma Ernst Glock in
Carlsruhe für 3800 Gulden.“

Hierauf wurde die Verhandlung geschlossen und von den Interessenten anerkannt und unterschrieben.

1853, im April, verkauft Albert Glock an Bäckermeister Johannes Ratzel die Brauerei für nur noch 3.000 Gulden. Damit endet vorerst das Bierbrauen in der alten Brauerei Höpfner.

1857 tauscht Ratzel das Haus mit Jakob Friedrich Metz. Angesetzt war es jetzt mit 2.800 Gulden.

1862 hat Metz das Haus mit seinen Kindern geteilt. Jetzt wurde es wieder mit 3.200 Gulden bewertet.

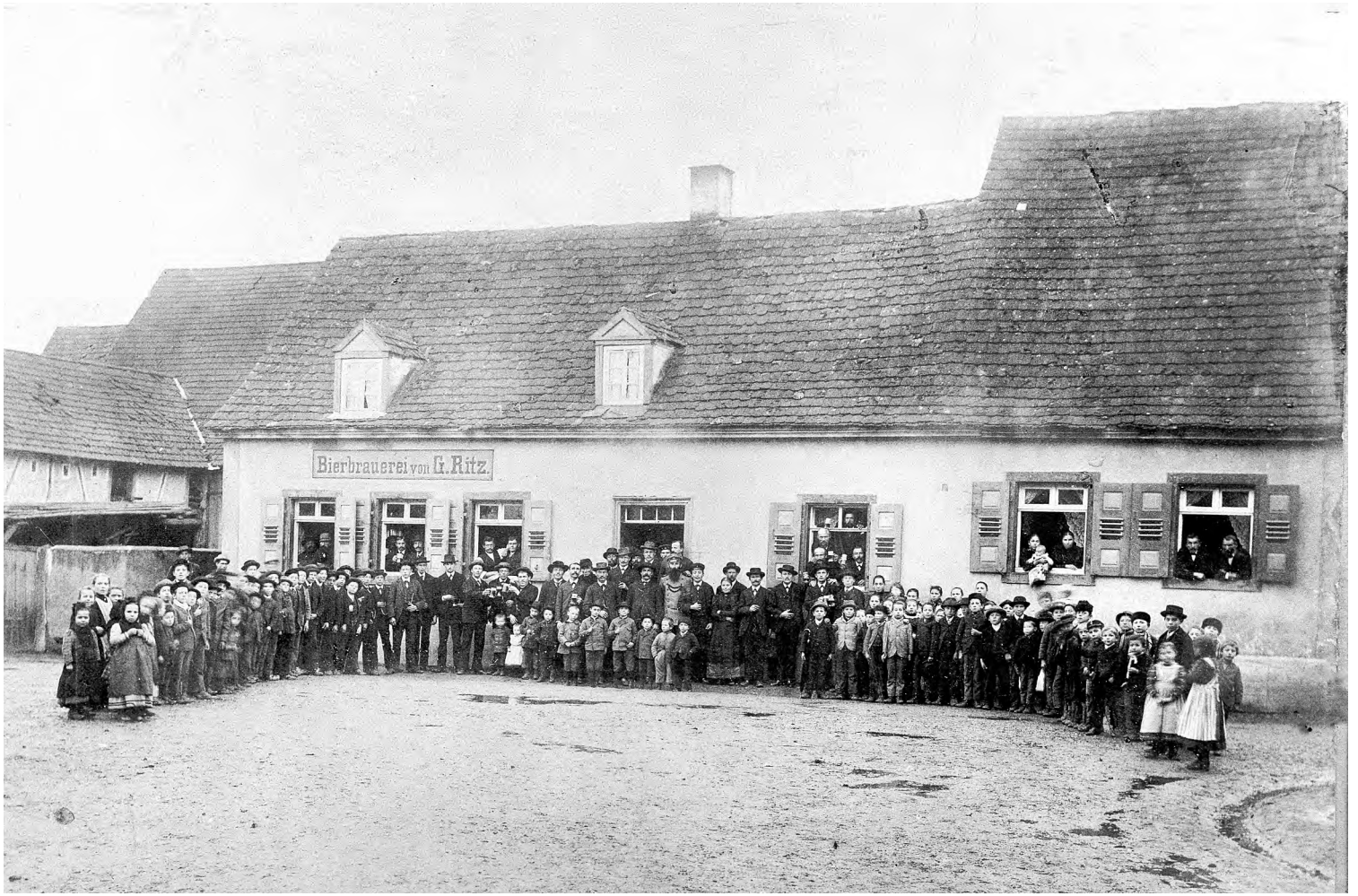
Metz war zu dieser Zeit der Löwenwirt im Ort. Das Haus kann deshalb so genau bestimmt werden, weil bei jedem Verkauf die vielen Keller beschrieben sind. Diese gab es sonst nirgendwo in Linkenheim.

1866 wurde der Teil von Jakob Metz in Liedolsheim versteigert.

Im Protokoll steht:

„... alles war verpfändet.
Das Haus ging an
Ferdinand Ritz aus
Linkenheim...“

1875
wurde das ehemalige Höpfnersche Anwesen wieder zur Brauerei.



Das Gebäude der alten Brauerei Höpfner jetzt Brauerei Ritz, um etwa 1890.

Der Sohn von Johanna Magdalena Höpfner, Gustav Leopold Friedrich Ritz, von Beruf Bierbrauer, hat die Tradition der Familie Höpfner wieder fortgesetzt, jetzt aber unter dem Namen Ritz.

Als er am 4. Februar 1885 starb, erbte seine zweite Frau Philippine Nees das Anwesen an der Hauptstraße, damals noch einstöckig, ein Haus in den Kolbenäckern, und 41 Grundstücke. Der Schätzwert war 16.425 Mark. Ein wahrhaft stattliches Vermögen.

Drei Jahre später bat der Bierbrauer Gustav Adolf Ritz, das war der Sohn von Gustav Leopold Friedrich Ritz, also der Enkel von der Johanna Magdalena Höpfner, in Familientradition von Beruf Bierbrauer, um Erlaubnis zur Verlegung seiner Schankwirtschaft mit Branntweinschank in den von ihm zu erstellenden Neubau an der Hauptstraße daselbst. Jetzt wurde das Gebäude zu einem zweistöckigen Bau vergrößert. Sein Sohn Gustav wurde auch Bierbrauer, er ist aber im Ersten Weltkrieg 1916 in Frankreich gefallen.

Bierbrauer Gustav Leopold Friedrich Ritz, der Sohn von Magdalena Höpfner, hatte mit Philippine Nees zusammen vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Gustav Albert Ritz, war Bierbrauer. Seine Tochter Auguste Berta Ritz heiratete einen Karl August Ritz, er wurde der Lammwirt.

Brauerei Ritz 1896

Friedrich Wilhelm wurde der Wirt der Restauration „Zum Bahnhof“, er war von Beruf Küfer. Nach seinem Tod 1902 wurde sein Bruder Emil August der Wirt der Restauration, während die Witwe von Friedrich Wilhelm, Berta geb. Wenz aus Graben, den Straußwirt Nees heiratete.

1913 hat die Witwe Auguste Berta Ritz Antrag auf Wirtschaftskonzession gestellt, da war die Brauerei Ritz nur noch Gasthaus, keine Brauerei mehr.

1919 hat ihr Sohn Emil Albert die Wirtschaft übernommen, 1922 aber schon wieder die Mutter.

1924 war dann endgültig Schluss mit der Wirtschaft Brauerei Ritz.

Emil Albert Ritz hat im Hause eine Feinkosthandlung mit Spezereien und Colonialwaren eröffnet.

Das war die Ritz-Linie, welche von Johanna Magdalena Höpfner abstammte.

Nun zu Johann Heinrich Höpfner, dem jüngsten Sohn vom alten Höpfner, welcher die Brauerei Höpfner geerbt und dann 1840 an seinen Schwager Johann Müller verkauft hatte.

Nur zwei Jahre nach dem Erwerb eines Wohnhauses in der Hauptstraße, tauscht Johann Heinrich Höpfner dies im Dezember 1842 gegen ein anderes Haus ein.

Im 1888 umgebauten Haus wurde 1924 ein Colonialwaren-Geschäft eingerichtet.

Im Protokoll steht:

*„... An heutiges Datum wurde fol*gender Häusertausch abgeschlossen, nämlich: *Heinrich Höpfner, Bürger, Bierbrauer, und Wittwer vertauscht an Jakob Walters Wittwe Karoline geb. Heger und Johann Hetzel und seine Ehefrau Carolina geb. Walter. Sein Wohnhaus ...“*

jetzt folgt die Beschreibung wie beim Kauf

„... gegen ein Ein und einhalbstöckiges Wohnhaus nebst daran gebauter Scheuer und Stallung, auch Garten beim Haus, unten im Dorf an der Hochstetter Straße neben der Neuen Gass neben Jakob Friedrich Lang Consorten vornen auf die Straß hinten auf Jakob Heger stoßend ...“

Beide Häuser sind angeschlagen zu 800 Gulden. Höpfner hatte sein getauschtes Haus kurz vorher für 1.200 Gulden gekauft, jetzt wurde es nur mit 800 Gulden verrechnet. Er wollte also unbedingt dieses andere Haus. Die Unkosten, welche durch den Tausch entstanden sind, hat Höpfner auch allein übernommen. Damals gab es noch keine Hausnummern, nur die Nachbarn in der Straße wurden angegeben, was eine genaue Bestimmung oft sehr schwierig machte. Hier war die Lage jedoch genau beschrieben, zwei Straßen wurden genannt, also ein Eckhaus. Es ist das heutige Gasthaus „Zum Strauß“. Die Neue Gass war der ehemalige Kirchenpfad, welcher 1831 zur Gasse ausgebaut wurde, daher der Name Neue Gasse, später Dettenheimer Gasse, heute Teilstück der Ringstraße. Die Lage war für ein Gasthaus sehr günstig. Dieses Haus hat er zu einer Brauerei mit Bierausschank ausgebaut. Unter diesem Gebäude sind auch mehrere Keller.

1843, also ein Jahr danach, hat sich der alte Bierbrauer Friedrich Höpfner, der Vater von Heinrich Höpfner, mal wieder ein Haus gekauft. Im Grundbuch steht:

„... Georg Jakob Heger verkauft an Friedrich Höpfner, Bürger und Wittwer dahier, 1 einstöckiges Wohnhaus samt Hof und ungefähr 8 Ruthen Garten an der Neuen Gaß neben Heinrich Höpfner und Jüngst Johann Adam Ratzel, des Verkäufers wahres Eigentum für 400 Gulden ...“

Nun wohnte er neben seinem jüngsten Sohn Heinrich und konnte ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen.
Am 7. Juni 1848 verstarb der Bierbrauer Johann Heinrich Höpfner, der Sohn vom alten Friedrich Höpfner mit nur 33 Jahren.

Er war zweimal verheiratet. In erster Ehe mit Christina Hauf, der Löwenwirtstochter. Mit ihr hatte er vier Töchter, drei davon starben kurz nach der Geburt. Einen Tag nach der Geburt ihres jüngsten Kindes verstarb auch Christina Hauf mit nur 27 Jahren. 1844 heiratete Höpfner in zweiter Ehe die 22-jährige Sophie Confert aus Eggenstein. In dieser Ehe kam 1847 auch Heinrich Albert

Höpfner zur Welt, der später in alter Familientradition auch Bierbrauer wurde.

Als Johann Heinrich 1848 starb, war sein Sohn Heinrich Albert erst ein Jahr alt, seine zweite Frau Sophie Confert war erst 26 Jahre. Sie heiratete dann 1858 in zweiter Ehe Joseph Johannes Schuster, der war 48 Jahre alt und stammte aus Bayreuth. Von Beruf war er Bierbrauer. Mit ihm führte sie die Brauerei weiter. Doch schon fünf Jahre später, im Jahre 1879 starb auch Schuster.

Im gleichen Jahr noch heiratete der Sohn von Johann Heinrich Höpfner und Sofie Confert, der junge Bierbrauer Heinrich Albert Höpfner, eine Katharina Butzer aus Linkenheim.

Höpfner starb schon 1894 mit nur 47 Jahren. Er war der letzte Bierbrauer mit Namen Höpfner in Linkenheim. Mit ihm ging auch der Name Höpfner im Ort verloren, die Nachkommen waren alle aus der Frauenlinie. Heinrich Höpfner hatte vier Kinder. Ein Mädchen starb kurz nach der Geburt, der Sohn Friedrich Karl mit 21 Jahren.

Den jetzigen Strauß verpachteten die beiden verbliebenen Töchter an Ludwig Nagel. Bier wurde seither im Strauß nicht mehr gebraut. Nach dem Tod ihrer Mutter Katharina Butzer wurde der Strauß 1902 mit zusammen 10 Äckern für 12.000 Mark an August Wilhelm Nees verkauft, der dann ein Jahr später die Witwe vom Restaurationswirt heiratete.

Von der Brauerei Heinrich Höpfner gab es keine Bilder. Damals wurde mit dem Fotografieren bei uns erst begonnen.

Ein interessantes Foto gibt es aber trotzdem von der Brauerei Heinrich Höpfner. Denn als der Linkenheimer Metzger Ludwig Nagel das Wirtshaus ab 24. Juni 1898 pachtete, ließ er natürlich gleich seinen Wirthausschild anbringen.

Als Friedrich Höpfner, der Sohn von Jakob Friedrich Höpfner, also der Enkel vom Linkenheimer Carl Friedrich Gottfried Höpfner die neue, große Brauerei in Karlsruhe in Betrieb nahm, ließ er eine aufwändige Festschrift erstellen.

Da keine Fotos von der Brauerei Höpfner vorhanden waren, hat man nach dem ältesten Foto vom Strauß gesucht. Gefunden wurde eine Fotografie, die den Pächter Ludwig Nagel auf dem Wirtshausschild anzeigt.

Jetzt wurde ein Retuscheur beauftragt, dieses Foto entsprechend zu ändern, und jetzt gibt es auch ein Bild von der Brauerei Heinrich Höpfner in Linkenheim. Der Retuscheur war vermutlich mit seiner Arbeit zufrieden, denn er hat seine Initialen unten links gut sichtbar im Bild hinterlassen.

Nachdem die letzten Linkenheimer Bierbrauer Ritz und Höpfner verstorben waren, sind die Bierbrauer bei uns im wahrsten Sinne des Wortes ausgestorben. Auf ein gutes Bier

müssen wir trotzdem nicht verzichten. Da gibt es nämlich eine Brauerei in Karlsruhe, deren Gründer bei seinem Vater in Linkenheim gelernt hat, wie man gutes Bier braut ...

Sie wissen ja –

„Höpfner Pilsner,
himmlisch herb".

Die Original-Aufnahme vom Strauß des Wirtes Ludwig Nagel.

Die retuschierte Version – jetzt steht auf dem Wirtshausschild etwas ganz anderes. Unten links im Bild das Zeichen des Meisters.

Harald Burgstahler

GLOCKEN DER EVANGELISCHEN KIRCHE LINKENHEIM

Geschichte und Geschichten durch Jahrzehnte

Man sieht den Turm unserer Kirche schon von Weitem, man kann aber auch die akustischen Kennzeichen – Uhrenschläge und Geläute – schon weithin hören. Was dem Kanonendonner früherer Reiche billig war, ist uns noch heute teuer: „Die Glocken sind die Artillerie der Kirche“, so die Meinung eines österreichischen Kaisers im letzten Jahrhundert. Wann zum ersten Mal Glocken vom Linkenheimer Kirchturm erklangen, lässt sich heute nicht mehr eindeutig feststellen. Sicher ist, dass im spätgotischen Kirchenbau des 14. Jahrhunderts öfter bauliche Veränderungen erfolgten. Eine Zeichnung aus dem Jahre 1825 zeigt Schallläden im Kirchturm. Folglich dürften spätestens Ende des 18. Jahrhunderts – wenn nicht schon früher – Glocken geläutet haben.

1865 wird von einem neuen Geläut berichtet, das in die frisch erbaute Kirche 1875/77 übernommen wird. Es waren drei Glocken mit den Tönen e – gis – h. Der höchste Ton h muss vorher ein c gewesen sein, das Mehrgewicht ging zulasten der Kirchengemeinde.

Während die kleine Glocke (das sog. Totenglöcklein) und die mittlere Glocke (die sog. Vater-unser-Glocke) Staatseigentum waren, befand sich die große Glocke mit dem tiefsten Ton im Eigentum der Kirchengemeinde. Ein sicheres Zeichen dafür, dass sie später zu den beiden anderen dazukam. 1902 wurde der Kirchturm erhöht und bekam seine jetzige Form und Gestalt. Die mittlere (gis) Glocke wurde nach wohl jahrhundertelangem Gebrauch 1904 durch die die Firma Gebrüder Grüninger und Söhne in Villingen umgegossen.

Gis-Glocke, seit 1904 im Kirchturm.

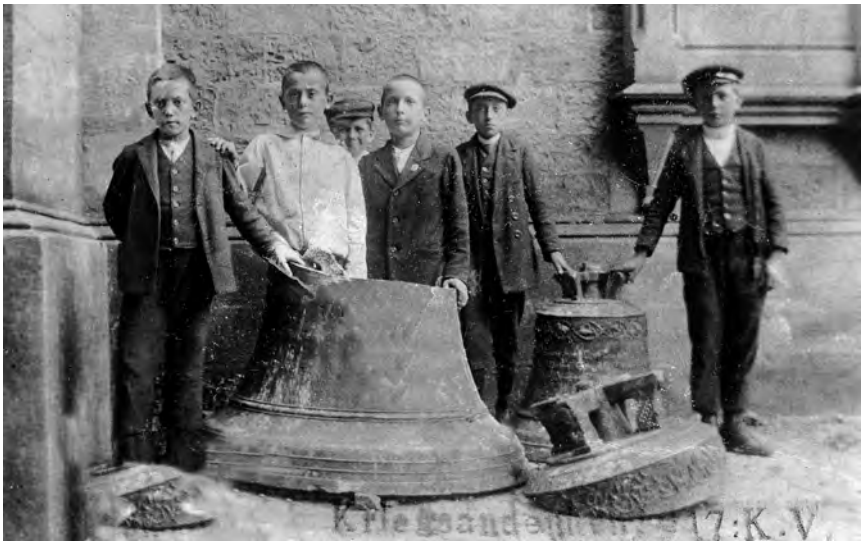
Augenzeugen nach war der damalige Großherzog anwesend. Er habe einen Hut voller Silbertaler in die Schmelzmasse gegeben, als Stiftung und Zeichen seines persönlichen Wohlwollens. Ob sich der Klang dadurch verbessert habe, ist bisher nicht festgestellt worden.

Der Erste Weltkrieg brachte auch für unsere Kirche einschneidende Maßnahmen: Die kleine und die große Glocke wurden beschlagnahmt und mussten abgegeben werden. Aus ihrem Metall wurden Seeminen gegossen. Die mittlere Glocke blieb erhalten und läutete weiter bei allen kirchlichen Anlässen.

Bereits vor 1855 war auf Antrag der politischen Gemeinde ein Uhrwerk im Turm eingebaut worden. Es zeigte die Zeit nicht nur auf den vier Zifferblättern an, sondern auch durch Viertelschläge und den Stundenschlag.

Schlaghammer der großen Glocke.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war die Kirchengemeinde um Ersatz ihrer beschlagnahmten Glocken bemüht. Durch den Opfersinn vieler Gemeindeglieder konnten bereits 1921 in Karlsruhe bei der Firma Bachert und Söhne zwei neue Glocken aus Bronze gegossen werden. 63.000 Mark waren dafür nötig; 20.000 Mark übernahm die politische Gemeinde, den Rest die Kirchengemeinde und die Kirchenbehörde in Karlsruhe.



Linkenheimer Glocken bei der ersten Glockenabnahme für Kriegszwecke 1917. Wenig Sorgfalt führt zum Schaden.

Als der damalige Orgel- und Glockensachverständige das Geläute begutachtete, war er des Lobes voll. Sein Gutachten ist noch erhalten und spricht in großer Begeisterung von einem „der schönsten Geläute in Baden“. Kurz vor Weihnachten 1941 erfolgte wieder die Beschlagnahme der großen und kleinen Glocke für Kriegszwecke.

Sie kehrten nie wieder nach Linkenheim zurück.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war man wieder bemüht, Ersatz zu bekommen. Aber Kupfer und Zinn waren für den Wiederaufbau des Landes dringend nötig, für Glocken blieb da nichts übrig. In dieser Notlage – nur eine, die mittlere Glocke stand zur Verfügung – machte die Firma Grüninger und Söhne vielen Gemeinden folgenden Vorschlag: Es sollten für den Guss neuer Glocken Ersatzmaterialien verwendet werden. Die seien unschwer zu bekommen und sollten im Ergebnis trotzdem befriedigend sein. Statt Kupfer und Zinn sollte Aluminium und andere Metalle – sogenannte Weißbronze – als Schmelzmasse verwendet werden. Ein anderer Vorschlag war, Stahlglocken gießen zu lassen. Das wurde jedoch aus zwei Gründen verworfen: Der Klang war im Vergleich zu Bronzeglocken viel schlechter und härter und würde zum Klang der vorhandenen Bronzeglocke nicht passen.

Als Alternative blieb nur zu warten, bis Glockenbronze wieder genehmigt würde; das konnte aber noch Jahre dauern und blieb ungewiss. In dieser schweren Entscheidung hat es sich der Kirchengemeinderat bestimmt nicht leicht gemacht. Nach reiflicher Überlegung wollte man aber so bald wie möglich wieder ein vollständiges Geläut haben.

Außerdem spielte eine Rolle, dass man das Material nicht bar in Geld bezahlen musste, sondern im Tausch gegen landwirtschaftliche Produkte wie Getreide, Mehl, Schinken, Eier und anderes bekommen konnte.

Am 18. April 1948 wurde einstimmig der Auftrag zum Guss an Grüninger und Söhne erteilt.

Der damalige Kirchenälteste (KÄ) Heinrich Zwecker, Ludwigstraße, hat sich in diesem Zusammenhang große Verdienste erworben. Aus den Akten der Kirchengemeinde geht hervor, wie geschickt er die Verhandlungen führte und wie oft er – auf eigene Kosten – Reisen bis nach Ulm unternahm, damit die nötigen Genehmigungen und Einverständnisse erteilt wurden.

Nach großen, zum Teil persönlichen Opfern vieler Gemeindeglieder wurden am 23. März 1949 unter großer Anteilnahme der Einwohner die beiden neuen Glocken feierlich eingeholt und am nächsten Tag zum Turm aufgezogen. Dort war inzwischen der Glockenstuhl verstärkt und überholt worden, denn die beiden neuen Glocken hatten mehr Gewicht für die gleiche Klangstärke.

Damit hatte Linkenheim als eine der ersten Hardtgemeinden wieder ein vollständiges Dreier-Geläut mit den seit vielen Jahren gleichen charakteristischen Tönen.

Frühere, kleine Glocke, im Glockenstuhl.

Leider zeigte sich sehr schnell, dass der Guss der kleinen Glocke misslungen war. Der Ton h stimmte nicht und das war deutlich hörbar. Eigentlich war ein Neuguss auf Kosten der Herstellerfirma nötig. Aber die sträubte sich und bot an, die große Glocke nachzustimmen und an der kleinen Glocke durch Abschleifen den richtigen Schlagton zu erreichen. Das jedoch fand in Linkenheim keine Zustimmung.

So gingen die Verhandlungen hin und her und führten zu keinem befriedigenden Ergebnis.

Auch der Glockensachverständige war erbost über den „Murks“ und verlangte einen Neuguss, der aus verständlichen Gründen nicht so bald möglich war.

Blick vom inneren Turmhelm auf den Glockenstuhl herab.

Er wies darauf hin, dass das Material im Vergleich zu Bronze zu weich sei und – vom nicht passenden Klang abgesehen – in baldiger Zukunft durch Verformung Schwierigkeiten bereiten würde. Auch die unpassenden Klöppel würden den Glockenklang verschlechtern.

Die Firma Grüninger bot statt eines Neugusses an, beide Glocken durch Schleifen nachzustimmen.

Doch die Kirchenältesten blieben hier hart wie Bronze. Schließlich wurde das neue Geläute unter Vorbehalt abgenommen und in Dienst gestellt. Eine weitere Schwierigkeit kam noch dazu: Beim Glockenläuten traten Schwingungen auf, die Turm und Kirchenschiff beben ließen. Nach längerer Beratung wurde Mitte der fünfziger Jahre ein neuer Glockenstuhl aus Stahl gebaut, der Unterbau verstärkt und eine Decke mit verstärktem Stahlskelett eingezogen. Die Karlsruher Firma Bachert und Söhne sorgte dafür, dass der Glockenstuhl nicht mehr auf den Außenmauern des Turmes auflag. Gleichzeitig wurde die Läuterichtung von Ost-West nach Nord-Süd gedreht. Damit waren die Probleme vorerst behoben.

Doch die Hoffnung, die Glockenprobleme seien damit erledigt, trog.

Anfang der sechziger Jahre machten sich Risse an beiden Glocken bemerkbar. Außerdem waren sie an den Anschlagstellen der Klöppel ausgeschlagen und verformt. Schließlich drehte man sie um ein Viertel, damit die Klöppel neue Anschlagstellen bekamen. Doch die Risse wurden zahlreicher und stärker, ebenso die Verformungen.

Nach viermaligem Drehen gab es keine weitere Möglichkeit mehr.

Der stählerne Glockenstuhl hatte den schützenden Anstrich nicht bekommen und fing an zu rosten. Vögel, die durch die Schallläden hereinkamen, koteten die Glockenstube ein.

Bei der Kirchenrenovierung 1966/67 wurden als Ersatz für die inzwischen morschen Schallläden neue eingebaut. Sie erhielten aber den gleichen Abstrahlwinkel wie vorher: Der Glockenklang war in Kirchennähe sehr gut, weiter weg jedoch nur schwach hörbar. Zudem war die Glockenstube zum Turmhelm hin offen.

Dort verlor sich weiterhin ein großer Anteil des Glockenklanges. Die Holzleitern von 1875 waren zum Teil morsch, einige Stufen brachen aus. Eine neue Lösung war nötig. Neue Gutachten wurden von Fachleuten angefordert, Vorschläge gemacht und wieder verworfen.

Es wäre eine eigene Geschichte, dies alles in Einzelheiten aufzählen zu wollen.

Schließlich bildete der Kirchengemeinderat einen Glockenausschuss, der alles klären und Lösungen erarbeiten sollte. Dazu gehörte auch der Vorschlag des Organisten und

Schreibers dieser Zeilen, Harald Burgstahler, den vorhandenen freien Platz des Glockenstuhles zu nutzen und eine vierte Glocke gießen zu lassen.

Am 10. Oktober 1979 fand dann eine Sitzung des Kirchengemeinderates statt, bei der endgültige Lösungsvorschläge mit dem Ausschuss beraten und beschlossen werden sollten.

Der Ausschuss mit KÄ Kurt Joss, KÄ Paul Ritz und Organist Harald Burgstahler legte Lösungen vor, die vom Kirchengemeinderat einstimmig angenommen und beschlossen wurden. Es sollten die beiden schadhaften Glocken durch neue Bronzeglocken mit gleichen Schlagtönen ersetzt und eine zusätzliche Bronzeglocke mit dem Ton fis gegossen werden.

Damit hätte die Gemeinde mehr Möglichkeiten beim Läuten und würde sich auch stärker vom Geläute der katholischen Kirche unterscheiden. Dort hatte man inzwischen Glocken – trotz Änderungsvorschlägen der Kirchengemeinde – mit zwei gleichen Tönen angeschafft.

Somit würde aus dem gewohnten Dreiklang ein neuer Vierklang.

Der Glockenstuhl wurde entrostet, neu gestrichen und war am 18. Februar 1980 gut vorbereitet. Dazu kamen neue Schallläden mit richtigem Abstrahlwinkel der Klangbretter. Die Zwischenabstände konnten so eng gewählt werden, dass keine Vögel mehr in die Glockenstube eindringen konnten.

Über der Glockenstube wurde ein hölzernes Dach eingezogen, das den Klang erheblich verbesserte. Auch das „Problem Vogelkot“ war damit erledigt. Die Eulen und die Turmfalken bekamen einen neuen Zugang durch Blechnermeister Ratzel im Turmhelm und nahmen ihr neues Quartier in der Osterwoche 1980 schnell und gut an. Jedes Jahr gab es neue Bruten, die von Betreuern der Naturschutzbehörde beringt und seitdem betreut werden.

Außerdem gab es – endlich – elektrische Beleuchtung. Natürlich sorgte man auch für neue elektrische Sicherungen und Blitzschutz.

Der Glockenbeschluss der Ältesten war nicht leicht umzusetzen. Zuerst mussten die Eigentumsverhältnisse an Glocken und Glockenstuhl geklärt werden. Danach waren die Genehmigungen beim Land Baden-Württemberg und beim evangelischen Oberkirchenrat erforderlich. Dazu kamen die Kämpfe um Zuschussmittel.

Damaliger Kirchendiener Fritz Braun neben der Glockenform beim Guss.

Das alles zögerte sich bis ins Frühjahr 1980 hinaus.

Als schließlich alles geklärt schien, kam die Nachricht: Der Landtag von Baden-Württemberg hatte ab Mai alle Zuschüsse gestrichen und damit die Finanzierung des staatlichen Anteils gesperrt. Doch nach längerem Verhandeln wurde von der Kirchengemeinde der Zuschuss vorfinanziert und nach Aufhebung der Sperre vom Land bezahlt.

Am 30. Juli 1980 wurde der Vertrag mit der Karlsruher Glocken- und Kunstgießerei abgeschlossen. Dabei wurden auch die neuen Glockensprüche festgelegt. Für die tiefe Glocke (Ton dis, 930 kg) Psalm 130, 1. „Aus der Tiefe rufe ich, Herr zu dir“. Für die neue Glocke (Ton fis, 630 kg) Psalm 150, 6. „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn“, Jubiläumsglocke zur Kirchweihe 1877 bis 1977. Für die kleine Glocke (Ton h, 290 kg) Epheser 2, 14 „Er ist unser Friede“. Gegossen wurde in Karlsruhe am 17. November 1980.

Aus Platzgründen musste die große Glocke in Heidelberg bei der Firma Schilling gegossen werden. KÄ Joß war dabei anwesend.

Mitglieder der Gemeinde waren auf 14 Uhr eingeladen und dabei. Der Guss begann um 15 Uhr, der Tradition nach zur Todesstunde Jesu.

Nun zu den Kosten: Glocken einschließlich Montage 158.200 DM. Dazu kommen neue Schallläden mit Edelstahlwangen und neuen Holzbrettern, die neue Zwischendecke, neue Elektrik und neue Leitern für 26.800 DM, zusammen 85.000 DM; abzüglich des Anteils des Landes von 25.000 DM. Für die Kirchengemeinde blieben also rund 60.000 DM zu bezahlen.

Wenn man die mittlere Lebensdauer bei Bronzeglocken von 250 Jahren zugrunde legt, ergibt das eine jährliche Kostenbelastung von rund 250 DM. Also wahrhaftig kein Luxus, gemessen an der Wichtigkeit der Glocken. Falls nicht wieder ein Krieg mit Abnahme der Glocken dazwischenkommt!

Natürlich war eine vierte Läutemaschine nötig.

Die Turmuhr ist Eigentum der politischen Gemeinde und muss von ihr durch einen zugelassenen Meister gewartet werden. Jedes Jahr wurde sie zweimal durch Paul Ret umgestellt, wenn die MEZ (Mitteleuropäische Zeit) auf MESZ (Mitteleuropäische Sommerzeit) vor und im Oktober wieder zurückgestellt wird. Nach Einbau einer elektronischen Automatik entfällt dieser Dienst.

Klöppel und Befestigungsgarnitur.

Hochhieven zum Schallladen.

Kirchenältester Adolf Ratzel überwacht das Hochhieven der Glocken.

Inzwischen wurde auch eine neue Läuteordnung für die Glocken festgelegt. Seitdem läuten unsere Glocken täglich: Am Morgen um 6 Uhr (Sommerzeit) Morgenläuten („Betglocke"), im Winter um 7 Uhr. Elf-Uhr-Läuten gibt es immer noch, obwohl sich heutzutage jeder eine Uhr leisten kann und die Hausfrau kein Zeichen mehr braucht, wenn die Kinder aus dem Kindergarten kommen und das Mittagessen vorbereitet werden muss, damit um 12 Uhr gegessen werden kann.

Um 18 Uhr (im Winter) oder 19 Uhr (im Sommer) das Abendläuten („Betglocke"). Falls jemand verstorben ist, läutet das „Totenglöcklein" noch danach. Am Samstagabend läuten alle Glocken den Sonntag ein.

Zu den Gottesdiensten wird zweimal „vorgeläutet", bevor es um 9.50 Uhr mit allen Glocken zusammen läutet. In jedem Gottesdienst läutet nach der Predigt die „Vater-unser-Glocke".

Zu einer Beerdigung läuten ebenfalls die Glocken vor Beginn und auf dem Weg zum Grab das „Totenglöcklein". Zur Einsegnung eines Hochzeitspaares und zur Konfirmation läutet es ebenfalls.

Einmal passierte etwas, das zum Glück nur Sachschaden und einen gehörigen Schrecken brachte.

Als der Kirchendiener Fritz Braun am frühen Morgen zur Kirche kam, sah er den Klöppel einer Glocke auf dem Boden vor der Kirche liegen. Der hatte sich offensichtlich gelöst und war während des Läutens mit Schwung durch den Schallladen gekracht und nach unten gefallen, wo er auf dem Boden aufschlug.

Gott sei Dank war niemand vor der Kirche und außer einer „Delle“ nichts passiert. Der Klöppel selbst war unversehrt und kostete nur die Neumontage.

Nach der „Abnahme“ des neuen Geläutes durch die Fachleute der Gießerei und vom Leiter des Glockenbauamtes des evangelischen Oberkirchenrates, sollte das fertige Geläute in einem Festgottesdienst feierlich geläutet werden. Trotz genauer Überprüfung am Vorabend, an dem alles gut geklappt hatte, hörte man nichts. So stiegen schnell mehrere Älteste zur Glockenstube auf und brachten die Glocken durch große Anstrengungen mit den Füßen in Bewegung und so zum Klingen. Auch die „Vater-unser-Glocke“ musste so geläutet werden.

Später fand man den Fehler: Die Sicherungen waren herausgesprungen und blockierten so den Stromkontakt.

Was aber mit den alten, nicht mehr gebrauchten Glocken? Sie wurden nicht verschrottet, sondern auf einem Betonfundament vor dem Gemeindehaus in der Rathausstraße aufgestellt. Dort turnten die Jungscharkinder gerne darauf herum.

Beim Abbruch des alten Gemeindehauses mussten sie weichen und kamen auf einen neuen Platz links neben den Haupteingang der Kirche. Nach der Fertigstellung des neuen Gemeindehauses rechts neben der Kirche sind sie jetzt daneben aufgestellt. Dort klettern gerne Kinder darauf herum und haben viel Spaß dabei. Manchmal dienen sie auch noch als Hintergrund für Fotos. Auch wenn sie nun für immer schweigen, werden sie doch noch optisch wahrgenommen und erinnern an die rund dreißig Jahre ihres Dienstes.

Und noch ein „Rätsel“ gab es: Eines Tages sollte eine Beerdigung stattfinden. Aber keine Glocke tat ihren Dienst! Da der damalige Kirchendiener Fritz Braun alt und körperbehindert war, stieg der Organist zur Glockenstube hinauf und fand den Fehler. Die Schmelzsicherungen waren durchgeschmolzen und blockierten den Strom. So neue Sicherungen und schon kaputt!

Heutiger Abstellplatz der alten Glocken.

Drei neue Glocken. Bereit, um im Turm ihren Dienst zu beginnen.

Also schnell die vorhandenen Ersatzsicherungen eingesetzt und schon läuteten die Glocken wieder.

Das wiederholte sich öfter. Nun war guter Rat teuer! Auch hier fand sich eine Erklärung. Bei Gewitter schlug der Blitz in den Turm ein und beschädigte die Sicherungen der Läutemaschinen. Selbst die Monteure der Blitzschutzfirma hatten den Fehler nicht entdeckt. Sie schlossen ihre Messgeräte unten am Blitzableiter an und hatten korrekte Messergebnisse. Erst der spätere Kirchendiener Metz fand den Fehler: Die Blitzableiter waren zwar richtig montiert, aber der Anschluss am metallenen Glockenstuhl war zwar gelöst, aber am Schluss nicht wieder angeschlossen worden. Nach der Montage war wieder alles gut und der Organist musste nicht nach jedem Gewitter zur Glockenstube hochsteigen, die Sicherungen austauschen und wieder neue besorgen.

Heute läuten unsere Glocken einwandfrei und nur während der Kirchenrenovierung 2019/20 waren sie für mehrere Wochen abgeschaltet. Als sie wieder ihren Dienst taten, sagte eine Frau: „Gott sei Dank, sie läuten wieder, mir hat ihr Klang so gefehlt! Erst seit sie wieder ihren Dienst tun, habe ich gemerkt, wie sehr sie mir gefehlt haben. Sie sind doch die verlässlichsten Stimmen Gottes und Verkündiger des Evangeliums. Wenn die schweigen, fehlt etwas Wichtiges“.

Übrigens gehören Glocken zur vom Staat geschützten Religionsausübung. Wer also in die Nähe einer Kirche umzieht, sollte das vorher bedenken. Klagen gegen das Geläute von Kirchenglocken haben bei uns keine Chance. Da hilft nur, diesen Klang zu lieben oder weit wegzuziehen.

Auch wenn unser Vierer-Geläut keine Konkurrenz zu einem Domgeläut ist, so hören es viele Leute gerne und verstehen:

„O Land. Land, Land,
höre Gottes Wort
und tue es.“

Manfred König

DIE KIRCHENGLOCKEN IN HOCHSTETTEN

In den Akten der Kirchengemeinde Hochstetten (61/31, Band 1; Fundstelle 156) finden sich zwei Beschreibungen früherer Hochstettener Kirchenglocken, und wir erfahren dabei auch etwas über deren Geschichte.

Am 11. Juli 1918 forderte der Großherzogliche Konservator der kirchlichen Denkmäler Sauer aus Freiburg einen Bericht über die vorhandenen Kirchenglocken, wie alt sie sind, wo sie gegossen wurden, besondere Merkmale, Tonhöhe, Gewicht und dergleichen mehr. Daraufhin besichtigte der gerade neu nach Hochstetten gekommene Pfarrer Eduard Nickles den Glockenturm und machte die erste der beiden Beschreibungen als handschriftliche Notiz. Ein genaues

Datum enthält der Bericht nicht, auch keine Unterschrift. Die Handschrift des Pfarrers Nickles ist aber unverkennbar:

Evangelische Kirche Hochstetten.

Die Bronzeglocken gehören der politischen Gemeinde.
Die große Glocke hat einen unteren Durchmesser von 1,05 m.
Ton: fis'.

Inschrift auf der Westseite: am untern Rand:
„Gegossen von Joseph Schweiger in Rastatt 1861“

Auf der gleichen Seite in Halbrelief: Christus am Kreuz.

Inschrift auf der Ostseite: am obern Rand:
„Buirgerausschus Jakob Frd. Duirr Frd. Meinzer
Konrad Hofmann Reinhard Meinzer.“

In der Mitte:
„Der Gemeinderat in Hochstetten – Bürgermstr. Arnold –
Christian Hofmann – Konrad Herbst.“

Außerdem oben und unten einen gegossenen Kranz Eichenblätter.

Nach Mitteilung von H. Bürgermeister Herbst:

Lt. Eintrag in einem alten in seinem Besitz sich befindenden Andachtsbuch hatte die große Glocke verschiedene Umgüsse erlebt.

Ursprünglich, d.h. soweit Kunde vorhanden ist,
hatte sie folgende Inschrift:
„Laßt mich grüßen die Gemeinde Hochstetten
durch Anselm Franz Speck Heidelberg 1760.“

Außer der großen hatte die Gemeinde noch eine kleine Glocke.
Vom Jahr 1844 mit folgender Inschrift:
„Für Gott und die Gemeinde Hochstetten
gegossen durch Karl Riedel Wiesenthal 1844.“

Diese kleine Glocke hatte vor ihrem Umguß 100 Jahre geleut.
Ursprünglich 1742 gegossen trug sie folgende Schrift:

„Goss mich Joh. Phulus Strobel Speyer 1742.
Mich. Nees Schultheiss
Peter Hofmann Anwalt
Peter Meinzer Bürgermeister
Philipp Fürniß des Gerichts.“

(Ende der Aufzeichnung Nickles)

Diese kleine Glocke war 1917 bereits zu Rüstungszwecken beschlagnahmt worden und befand sich nicht mehr in der Kirche. Pfarrer Nickles kannte die Glocke aus seiner Zeit als Pfarrverwalter in Hochstetten von 1894 bis 1896. Jetzt, im Frühjahr 1918 als Pfarrer nach Hochstetten gekommen, hat er die Glocke nicht mehr wiedergesehen. Es gibt von ihr keine Beschreibung bezüglich Gewicht, Größe, Tonhöhe, ...

Unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs forderte die Gemeindeverwaltung den Pfarrer auf, Erkundungen einzuziehen, ob und gegebenenfalls wie man wieder in den Besitz der abgegebenen Glocke kommen könne. Man hatte nämlich erfahren, dass längst nicht alle eingezogenen Glocken auch wirklich zu Kriegsgerät umgeschmolzen worden waren. Die Wege der Bürokratie waren aber sehr verschlungen. Der Pfarrer wandte sich an den Dekan, der an den Oberkirchenrat und dieser schließlich ans Ministerium des Kultus und Unterrichts. Und was kam dabei heraus? Nichts! Pfarrer Nickles gab seine Bemühungen auf und riet dem Bürgermeister: „Die Rückgabe der Glocke soll aber nicht verlangt werden, weil die Glocke, die abgegeben wurde, sowieso schadhaft war und umgegossen werden müsste.“ Woher hatte er diese Kenntnis?

Offenbar ließ sich Bürgermeister Herbst von der Argumentation des Pfarrers überzeugen, zumal der Kirchengemeinderat umgehend eine Sammlung unter allen Gemeindegliedern veranstaltete, die auch 2.800 Mark erbrachte. Voller Stolz übersandte Pfarrer Nickles die Summe an das Bürgermeisteramt mit folgendem Begleitschreiben:

Evangelischer Kirchengemeinderat Hochstetten — *Hochstetten, den 14. September 1920.*

Verehrlichem Bürgermeisteramt zu Hochstetten

beehrt sich der evangelische Kirchengemeinderat von hier im Namen der hiesigen evangelischen Kirchengemeinde den Betrag von 2.800 Mark Zweitausend achthundert Mark in bar zu übergeben. Diese Summe ist das Ergebnis einer Sammlung unter den Gliedern der Kirchengemeinde für eine neue zweite Kirchenglocke anstelle der im Weltkrieg beschlagnahmten und abgegebenen.

Mit der Überreichung dieser Gabe verbindet der unterzeichnete Kirchengemeinderat die ergebenste Bitte, die politische Gemeinde wolle nun so bald als möglich eine der großen Kirchenglocke entsprechende Glocke beschaffen, und hierdurch diese der ganzen Gemeinde geschlagene und noch blutende Kriegswunde heilen.

Ergebenst — *Evangel. Kirchengemeinderat*
E. Nickles, Pfarrer.

Die angeschlossene Sammelliste enthält 160 Spender (Einzelpersonen und Gruppen). Als letzter Spender wird der Evangelische Kirchenalmosenfonds genannt, der mit 13 Mark die gesammelte Summe auf 2.800 Mark aufrundete.

Die Gemeinde nahm die Spende dankend an und schloss mit der Firma Bachert in Karlsruhe einen Lieferungsvertrag für eine neue Glocke mit einem Durchmesser von 85 cm und einem Gewicht von 380 kg. Gestimmt sollte sie werden auf den Ton ais'. Am 21. März 1921 wurde die Glocke bestellt, am 4. Februar 1922 gegossen und vermutlich noch im Laufe des Februars ausgeliefert. Das genaue Datum der Glockenweihe ist nicht in den Akten enthalten. Der Programmentwurf für den Festgottesdienst enthält nur die Jahreszahl 1922.

Neben den uns geläufigen Elementen des Gottesdienstes, wie den Gebeten, der Ansprache mit Glockenweihe, fünf Gemeindeliedern, hörte man ein Vorspiel des Posaunenchors und je zwei Liedvorträge des Gesangvereins und des Schülerchors. Außerdem beinhaltete das Programm **dreizehn Gedichtvorträge, darunter Schillers „Lied von der Glocke".**

Wie lange der Gottesdienst damals gedauert hat, ist nicht überliefert.

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde das Kirchenläuten aus Gründen des Luftschutzes eingeschränkt. Man wollte dadurch verhindern, dass die Motorengeräusche ankommender feindlicher Flugzeuge durch das Geläute der Glocken übertönt würden und die Flak nicht rechtzeitig eingreifen könnte.

Erlass des Oberbefehlshabers der Luftwaffe vom 13. Oktober 1939:

I. Die Kirchenglocken schweigen:
1) während eines Fliegeralarms
2) in der Zeit von 18 bis 8 Uhr,
3) bei Taufen,
4) bei Trauungen.

II. Im übrigen treten folgende einschränkende Bestimmungen für das Glockengeläute der Kirchen in Kraft:

1) Die Kirchenglocken läuten grundsätzlich jeweils nur 3 Minuten lang.

2) Das Einläuten der Sonntage (Feiertage) wird so vorverlegt, daß es um 18 Uhr beendet ist.

3) Am Sonntag morgen wird nur einmal, und zwar zu Beginn des Gottesdienstes geläutet. Alles andere Geläut unterbleibt. Das Gleiche gilt für die Feiertage.

4) Bei Beerdigungen oder Geläut für Gefallene wird nur einmal geläutet. Nachgeläut o.ä. entfällt.

5) Das Läuten zu gleichzeitig beginnenden Gottesdiensten, Einläuten der Sonn- u. Feiertage usw., ist – wenn mehrere Kirchen läuten – auf die gleichen Zeiten zu legen.

1943 wurde die Läuteordnung noch weiter eingeschränkt.

Ab März 1939 verlangte Hermann Göring in seiner Eigenschaft als Beauftragter des Vierjahresplanes die Erfassung der Bronzeglocken zum Zweck der Beschlagnahmung zu Rüstungszwecken.

Alle Glocken wurden in vier Gruppen eingeteilt A, B, C und D. Die Glocken der Gruppe D waren als die historisch oder künstlerisch wertvollsten von der Beschlagnahmung ausgenommen. Die beiden Glocken der Kirche in Hochstetten gehörten der Gruppe A an. Nur die kleine sollte künftig als Läuteglocke in der Kirche belassen werden.

In einem „Meldebogen für Bronzeglocken der Kirchen“ vom 3. Mai 1940 beschreibt Pfarrer Bruch die beiden Glocken der Hochstettener Kirche.

Nr. 1,
105 cm unterer Außendurchmesser, 710 kg Gewicht, Gruppe A.

Nr. 2,
86 cm unterer Außendurchmesser, 380 kg Gewicht, Gruppe A.

Am 23./24. Dezember 1941 wurde die große Glocke ausgebaut und zur Ablieferung bereitgehalten.

Damit war das Geläut in unserer Kirche innerhalb eines Vierteljahrhunderts zum Zwecke der Kriegführung zum zweiten Male dezimiert. Diesmal hatte man uns die große Glocke weggenommen. Die übrig gebliebene, 1922 in Karlsruhe gegossene Glocke ist die heute noch vorhandene kleine Glocke, der man 1949 den Namen **Ulrich Zwingli** gab.

Zum Einbau der neuen Glocken musste die Turmöffnung erweitert werden.

Nach Kriegsende galt es erneut, das Geläut unserer Kirche zu komplettieren. Die Menschen hatten zunächst allerdings andere Sorgen. Sie mussten sich erst einmal in ihrer so sehr zerstörten Welt wieder zurechtfinden und festen Boden unter die Füße bekommen. Erst als sich nach der Währungsreform im Sommer 1948 die Lage rasch und merklich besserte, kam das Thema „neue Glocken" zur Sprache.

Wie schon 1920 wurde wieder eine Haussammlung im ganzen Ort veranstaltet. Fast alle Haushalte waren zum Opfer bereit. Das Sammelergebnis war 3.500 DM.

Interessant ist, dass die Neubürger Hochstettens (Heimatvertriebene) eine gemeinsame Sammlung veranstalteten und insgesamt 90 DM aufbrachten.

Im November 1948 nimmt Dr. Pfeil im Auftrag des Kirchengemeinderats Verbindung auf mit dem Kirchenmusikdirektor Rumpf vom Orgelprüfungsamt des Oberkirchenrats Karlsruhe. Er soll die vorhandene Glocke prüfen und Vorschläge entwickeln für ein neues Kirchengeläut für Hochstetten. Rumpf erfüllt die Bitte umgehend und stellt sein Gutachten bereits am 7. Dezember 1948 aus. Die vorhandene Glocke wird als gut befunden. Dann macht er drei Vorschläge:

***1) Ein Zweiergeläut** mit den Tönen g' und b'.*

***2) Ein Dreiergeläut** mit den Tönen g' – b'– c'".*

***3) Ein Dreiergeläut** mit den Tönen f' – as' – b'.*

(Die Glocke mit der Tonhöhe b' ist jeweils die vorhandene Glocke, die 1949 den Namen „Ulrich Zwingli" bekam.)

Der Glockenstuhl könnte nach Umbau jedes der drei Geläute ohne weiteres aufnehmen.
Wörtlich Direktor Rumpf:

„Selbstverständlich ist das tiefere Dreiergeläut mit den Tönen f' – as' – b' musikalisch am wertvollsten und wirkungsvollsten."

Für dieses Gutachten verlangte er 12 DM.

Daraufhin forderte der Kirchengemeinderat Angebote ein.

Den Zuschlag erhielt die Glockengießerei Rincker in Sinn im Dillkreis.

GEBR. RINCKER · SINN/DILLKR.

Glockengiesserei

Telefon: Herborn Nr. 376
Postscheck-Konto: Frankfurt a. M. Nr. 69135
Nass. Landesbank Herborn Kto. Nr. 64320
Sparkasse d. Dillkreises Herborn Kto. Nr. 2218

Absender: Gebr. Rincker, Sinn/Dillkreis

An die
Evang.Kirchengemeinde

Hochstetten

über Karlsruhe

RECHNUNG

SINN, (Dillkreis) den 17.November 1949
/H

Sie erhielten durch Ihren LKW:

	2	neue Bronceglocken aus dem von Ihnen angelieferten Material gegossen Nr.6679 Ton f' 1,15o m Ø 824 kg " 668o " as' o,96o m Ø 477 kg 1301 kg		
		824 kg Glocke, je kg DM 2,2o 477 " " " " " 2,35	1812,8o 1120,95	2933,75
	2	neue komplette Armaturen		845.--
		Monteurkosten		14o.--
			DM	3918,75
		Zahlbar gemäß unseren im Kostenanschlag genannten Bedingungen		

Beck-Herborn

Für die neuen Glocken bestimmte der Kirchengemeinderat folgende Inschriften:

Große Glocke:

MARTIN LUTHER
(Luther-Wappen)

ICH BIN DER WEG

DEN GEFALLENEN ZUM GEDÄCHTNIS

DEN LEBENDEN ZUR MAHNUNG

Kleine Glocke:

PHILIPP MELANCHTON
(Melanchthon-Wappen)

FOLGE MIR NACH

1941 IM KRIEG DEM VATERLAND GEOPFERT

1949 ALS RUF ZUM FRIEDEN WIEDER ERSTANDEN

Die beiden neuen Glocken werden wie folgt beschrieben:

Nr. 6679	Ton f'	1,150 m Durchmesser	824 kg	(Martin Luther)
Nr. 6680	Ton as'	0,960 m Durchmesser	477 kg	(Philipp Melanchthon)

Dazu die alte kleine Glocke

Ton b'	0,860 m Durchmesser	380 kg	(Ulrich Zwingli)

Aus den „Ortsnachrichten“ vom 12.11.1949.

Hochstetten

Ankunft unse er neuen Glocken. Am kommenden Sonntag werden zum ersten Male in unserer Gemeinde drei Glocken zusammenläuten. Die feierliche Einholung der beiden neuen Glocken fand am vergangenen Montag nachmittag statt. Es war ein feierlicher Einzug an dem sich die ganze Schuljugend mit ihren Lehrern und sogar unsere Kleinsten, die Kinderschüler mit Schwester Betty, beteiligten. Im geschlossenen Zug gingen die Kinderschüler voraus, unter den Klängen des Posaunenchors, gefolgt von hiesigen Einwohnern, Herrn Pfarrer mit seinen Kirchengemeinderäten, ebenso der Bürgermeister mit Gemeinderäten. Erwartungsvoll erklang beim Einzug unsere bisherige einzige Glocke und bei der Ankunft vor dem Pfarrhaus ertönten Lob- und Danklieder der Jungmädchenschar. Herr Pfarrer Dr. Pfeil und Herr Bürgermeister König hielten Ansprachen, denen sich Kirchengemeinderat, Herr Fabrikant Husser mit Begrüßungsworten anschloß. Beide Glocken stammen aus der Fa. Rinker in Sinn (Westerwald). Die große Glocke trägt die Inschrift: „Ich bin der Weg“, der untere Teil ist beschriftet mit den Worten: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Mahnung“. Die Inschrift der zweiten Glocke lautet: „Folge mir nach“, darunter: „1941 im Krieg dem Vaterland geopfert, 1949 als Ruf zum Frieden erstanden“.

In der Folgezeit ergab sich etlicher schriftlicher Disput

1949, am 5. Dezember, schreibt Pfeil an die Glockengießerei Rincker:

„Trotz zweimaligen Umhängens der Glocken sind gestern die kleine (alte) und die mittlere Glocke zusammengestoßen und wurden beschädigt (geringfügig, aber immerhin).

Ein übler Schreibfehler auf der Melanchthon-Glocke:
das h hinter dem t fehlt.
Das ist äußerst bedauerlich!“

Die Firma Rincker verspricht, die Aufhängung zu korrigieren.

1950, am 7. Februar: Reklamation des Bad. Bezirks-Bauamts – ...keine Abnahme der Glocken.

1950, am 21. August: Die Beanstandungen am Glockenstuhl sind ...behoben. Die Arbeit wurde am 19. August abgenommen.

1950, am 22. August: Erneute Forderungen des Bauamts – ...Husser muss reparieren.

Ab 1954 (Feil) beginnt der Schriftverkehr bezüglich einer Elektrifizierung des Geläutes.

1959 die Herforder Elektricitätswerke bauten die elektromotorische Glockenläuteanlage „Voco“ ein für 2.548 DM. Gleichzeitig wurden die Glocken neu gelagert. Aber die Automatik funktionierte nicht ordnungsgemäß.

1963, am 4. September. Streit um die Reparatur der Schaltuhr. Niemand will die Verantwortung übernehmen. (Kaufmann).

1965, am 25. August. Dank an Gebr. Bachert für zügige Reparatur der Läuteanlage (Kaufmann).

1967, am 26. Februar. Nach Renovierung der Kirche wird durch die Karlsruher Glockengießerei eine neue Schaltuhr eingebaut.

Hier schließen die Akten.

Übersicht der Glockengießer

1742	*Strobel, Speyer – 169 kg,*
1844	*Riedel ,Wiesental – Umguss – 205 kg*
1917	*beschlagnahmt 1917*
1760	*Speck, Heidelberg – Gewicht unbekannt*
1861	*Schweiger, Rastatt – Umguss – 667 kg*
1941	*beschlagnahmt 1941*
1922	*Bachert Karlsruhe – 380 kg „Ulrich Zwingli“*
1949	*Rincker, Sinn – 824 kg „Martin Luther“*
1949	*Rincker, Sinn – 477 kg „Philipp Melanchthon“*

50. Jahrestag der Glockenweihe

Am 14. November 1999 beging die Kirchengemeinde den 50. Jahrestag der Glockenweihe von 1949 mit einem festlichen Nachmittag im Gemeindehaus. Frau Pfarrerin Bettina Roller schilderte die liturgischen Aufgaben der Glocken für die christlichen Kirchen, und Bürgermeister Günther Johs unterstrich in seinem Grußwort die Zusammengehörigkeit und die zahlreichen gemeinsamen Interessen der politischen und der kirchlichen Gemeinschaft in unserer Zeit. Die Lieder von 1949 wurden gesungen, begleitet durch den Posaunenchor, und dann kam die große Überraschung: Die fünf Glocken der katholischen Kirche „Maria Königin“ gratulierten zum Goldenen Jubiläum mit einem Schreiben folgenden Inhalts:

Die Glocken der Kirche Maria Königin Linkenheim-Hochstetten
An die Glocken der Bartholomäus-Kirche Hochstetten

Liebe Schwestern von St. Bartholomäus,

wir haben erfahren, dass zwei unserer Schwestern aus der Bartholomäus-Kirche zu Hochstetten, die Luther-Glocke und die Melanchthon-Glocke, den 50. Geburtstag feiern können.
Wir freuen uns über dieses schöne Ereignis und gratulieren sehr herzlich.

Wegen unseres Aufhängungsortes im Turm der Kirche Maria Königin und in Folge der räumlichen Enge in der Glockenstube können wir leider nicht persönlich erscheinen. Deshalb haben wir den Pfarrer von Maria Königin, Herrn Pfarrer Thron, beauftragt, Euch dieses Glückwunschschreiben zu überbringen und bitten die Pfarrerin an der Bartholomäus-Kirche, Frau Bettina Roller, Euch und Eurer werten Festgesellschaft dieses Schreiben zu verlesen. Wir haben uns seinerzeit sehr gefreut, als uns Frau Pfarrer Roller zusammen mit den Konfirmanden am 23. Oktober 1999 einen Besuch abstattete.

Seit 50 Jahren verseht Ihr Euren Dienst zusammen mit Eurer älteren Schwester, der Zwingli-Glocke. Wir, Eure jüngeren Schwestern von Maria Königin, haben uns im Jahre 1977 der Glockenlandschaft in der Gemeinde Linkenheim-Hochstetten hinzugesellt. Uns verbindet mit Euch und unseren Schwestern an der Aegidius-Kirche zu Linkenheim die gemeinsame Aufgabe. Es bedeutet für uns eine große Ehre, dass man uns 1977 unseren Platz zwischen Euch und den Schwestern der Aegidius-Kirche zugewiesen hat. Deshalb verneigen wir uns bei jedem Läuten abwechselnd vor Euch und den Schwestern der Aegidius-Kirche in großer Ehrfurcht.

Euch und uns allen wünschen wir, dass wir noch viele hundert Jahre unseren Dienst erfüllen können. Mögen wir und die Menschen, die unsere Stimmen hören, vor Kriegen und anderen menschen- und glaubensverachtenden Maßnahmen verschont bleiben.

Wir wollen mit Euch zusammen Gottes Lob verkünden, die Gemeinde zum Gottesdienst rufen, die Säumigen mahnen, die Menschen aufrichten, die Trauernden trösten, die Glücklichen erfreuen und die Verstorbenen auf ihrem letzten Weg begleiten. Möge Gott alle Menschen segnen, zu denen der Ruf unserer Stimmen dringt, und seine Kirche von überall her in sein Reich zusammenführen.

Gegeben zu Linkenheim-Hochstetten, den 14. November 1999

Eure Schwestern von Maria Königin

Christus-Glocke, Maria-Königin-Glocke, Bernhardus-Glocke,
Barbara-Adelheid-Glocke, Aegidius-Glocke

Wilfried Schramm

KIRCHTURM UND GLOCKEN DER KIRCHE MARIA KÖNIGIN

Ein Turm gehört zu einer Kirche wie das sprichwörtliche „Amen“. Die Verantwortlichen in der katholischen Kirchengemeinde hatten von Anfang an geplant, einen Turm gleich mitzubauen, doch wurde die Kirche im November 1955 ohne Turm eingeweiht. Es gab später immer wieder neue Versuche, einen Turm hinzuzufügen. So bereits im Jahr 1960, als es konkrete Pläne (einschließlich Baugenehmigung) für einen Turm gab, die aber nicht zur Ausführung kamen.

Am 27. Oktober 1964 beschließt der Stiftungsrat erneut: *„Der Kirchturm soll mit circa 30 Metern Höhe erstellt werden und im EG eine Taufkapelle aufnehmen. Von der Kirche soll ein Übergang zur Taufkapelle gebaut werden.“*

Der Standort war – abgesetzt vom Kirchengebäude – in der Verlängerung der Nordwand des Kirchenschiffs Richtung Hochstetter Straße vorgesehen.

In seiner Sitzung am 27. Januar 1965 hat der Stiftungsrat sogar festgelegt, welches Geläut angeschafft werden sollte, und zwar von der Glockengießerei Schilling in Heidelberg.

Weshalb der Turm seinerzeit nicht realisiert wurde, ist im Nachhinein nicht mehr feststellbar. Es war wohl schon eine Rücklage – auch durch den Pfarrverein – angesammelt worden. Sogar ein Teil der Bronze für das künftige Geläut war schon erworben worden.

Erst über ein Dutzend Jahre später konnte der Turmbau dann tatsächlich in Angriff genommen werden. Die neuen Pläne erstellte das erzbischöfliche Kirchenbauamt. Die Baugenehmigung datiert vom 16. Februar 1977. Die Bauarbeiten waren im Herbst des gleichen Jahres und am 4. November war Richtfest. Die Baukosten beliefen sich auf rund 171.000 DM, was den veranschlagten Rahmen von 92.600 DM bei weitem gesprengt hat.

Zur Ausführung kam ein Turm, der überwiegend aus vier (Beton-) Pfeilern besteht und der nur im Bereich der Glockenstube einen geschlossenen Raum bildet. Seine Höhe beträgt knapp 20 Meter. Er steht direkt vor dem Haupteingang und bildet so zusammen mit dem vorhandenen Vordach eine Überdachung des gesamten Eingangsbereichs.

Die Glocken

Die Glocken waren noch mal eine besondere finanzielle Herausforderung für die Kirchengemeinde, die nur gemeistert werden konnte, weil bei

der Umgestaltung des Chorraumes und der Erweiterung der Sakristei viel in Eigenarbeit geleistet worden war und der Turm überwiegend aus Spenden finanziert werden konnte, wobei hier wiederum der Pfarrverein an erster Stelle genannt werden muss. Die politische Gemeinde Linkenheim beteiligte sich ebenfalls mit einem Betrag von 3.000 DM an der Finanzierung der fünf Glocken. Obwohl zwei Glocken von privater Seite gestiftet wurden, mussten noch 50.000 DM von der Kirchengemeinde aufgebracht werden.

Die Tonfolge der Glocken wurde auf fis' – a' – h' – cis' - a' '' festgelegt.

Eine Abordnung des Pfarrgemeinderats Linkenheim war dabei, als am 21. Oktober 1977 in Heidelberg in der Gießerei Schilling die Glocken gegossen wurden.

Das Gutachten des Glockensachverständigen, der die Glocken nach dem Guss abgenommen hat, schließt mit den Worten:

„Gute akustische Turmstubenverhältnisse vorausgesetzt, kann eine sehr gute Läutewirkung erwartet werden.
Die Freigabe der fünf Glocken zur Weihe und Montage konnte daher gern und mit Lob für die tadellose Leistung erfolgen.“

Die größte Glocke, mit einem Gewicht von 750 kg, wurde auf den Ton fis' gegossen und trägt den Namen „Christus-Glocke“. Die Inschrift auf ihr lautet „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ Joh. 14,6

Links mit Pelzmütze, Paul Gander der Stifter der Glocke „BARBARA ADELHEID.“

„Maria Königin“ ist die Bezeichnung der nächsten Glocke, die 500 kg wiegt und den Ton a' anschlägt. Die Aufschrift lautet: „Salve, Maria Königin, Mutter und Helferin“.

Die „Bernhardus-Glocke“, die nach dem Schutzheiligen für Baden benannt ist, schlägt auf h' an und wiegt 350 kg. Die Inschrift lautet: „Sel. Bernhard, begleite unser Land und Volk auf der Pilgerfahrt der Zeit“.

Die Familie Gander hat die Glocke „BARBARA ADELHEID“ gestiftet. Sie klingt auf cis' und wiegt 250 kg. „Ich mahne zur Einigkeit“, so die Inschrift.

Die kleinste ist die „AEGIDIUS“, die nach dem Ortsheiligen von Linkenheim benannt ist. Sie wiegt 170 kg und ist auf e' gestimmt. „Die Freude am Herrn ist euer Schutz“.

Die Glockenweihe am 3. Dezember 1977 war ein großes Ereignis. Pfarrer Storz war erst wenige Tage im Amt; Pfarrer Siegel, der erst kurze Zeit vorher verabschiedet worden war, war natürlich auch da. In Vertretung des Bischofs nahm Dekan Manz aus Oberhausen in Anwesenheit der Vertreter der anderen Kirchengemeinden und der politischen Gemeinde die Segnung der Glocken vor. Die einzelnen Namen und Sprüche, die die Glocken nach altem Brauch erhielten, brachte Dekan Manz in Verbindung mit ihrer liturgischen Bestimmung. Glocken hätten die Aufgabe, Gott zu loben, die Gemeinde zu rufen, den Klerus zu versammeln, um die Toten zu beweinen und Feste zu verschönen.

Glockenweihe am 3. Dezember 1977.

Herr Gander, der Vorsitzende des Pfarrgemeinderats, stellte fest: *„Jetzt kann keiner mehr sagen, er hätte es nicht läuten hören, dass Messe ist.“*

Das Tonbandgerät und die Lautsprecher, mit deren Hilfe bislang zum Gottesdienst gerufen wurde, hatten nun ausgedient.

Peter Bock und Ewald Günther

FEST DER GUTEN TATEN IN LINKENHEIM-HOCHSTETTEN

Gemeinde, Ortsvereine, Schulen
gestalteten ein Fest zur Unterstützung der „Aktion Sorgenkind“
am 20. und 21. Mai 1978

Was war der Anlass?

Die Absicht Bedürftigen zu helfen, weil „nur dort, wo Menschen nicht nur für sich, sondern auch für andere leben, blüht das echte Glück“ wurde zur Wiege des Gedankens zweier Bürger, ein Fest zugunsten der landesweiten „Aktion Sorgenkind“ zu veranstalten.

Nach dem Vortrag dieses Gedankens haben die Gemeinde, Schulen und Vereine beschlossen, am 20. und 21. Mai 1978 im Bereich der Grund-, Haupt- und Realschule im Ortsteil Linkenheim ein solches Fest mit der gesamten Gemeinde Linkenheim-Hochstetten zu veranstalten. Auch das Kreiskommando 521 der Bundeswehr war in das Geschehen eingebunden und hat spontan seine Unterstützung zum Gelingen dieses Festes zugesagt.

Planung und Organisation

Bald zeigte sich das die Veranstaltung sehr umfangreich sein würde. Im Mai 1977 wurde deshalb eine Koordinierungsgruppe („OA“ – Organisationsausschuss) gebildet, die damit begann, Vorschläge der Schulen und Vereine für das Programm zu sammeln, Veranstaltungsbeiträge zu entwickeln und zu gestalten. Der damalige Bürgermeister Waldemar Schütz übernahm die Schirmherrschaft und sicherte die Unterstützung durch die Gemeinde zu. Das Fest zugunsten der „Aktion Sorgenkind“ sollte unter dem Motto stehen:

„Kinder helfen Kindern“ –
„Bereit sein ist alles“

Der Erfolg des Festes erforderte selbstverständlich die begeisterte Mitwirkung der gesamten Bevölkerung der Gemeinde. Die große Zahl der eingebundenen Vereine, Organisationen und Firmen mussten koordiniert werden. In über 30 Sitzungen des Organisationsausschusses („OA“) und zig Gesprächen nahm das Konzept schnell Gestalt an. Der OA bestand

im Wesentlichen aus den Herren W. Adam, P. Bock, W. Dürr. G. Fies, E. Günther, M. Metz, R. Oberacker, H. Wedemeyer und H. Wiese. Anhand von professionell erstellten Netzplänen für Planung und Abwicklung wurde ein attraktives Programm entwickelt und präsentiert. Das war auch notwendig, wenn man die Vielzahl der Mitmacher betrachtet.

Hier eine Auswahl der größeren Gruppen:

Bauernverband
Ortsverein Linkenheim

Harmonikafreunde Linkenheim

Anglerverein Linkenheim

DLRG Ortsgruppe Nordhardt

Obst- und Gemüseanbauverein

Feuerwehr Linkenheim-Hochstetten

Karlsruher Sportclub (KSC)

Arbeiterwohlfahrt Linkenheim

Segelclub Linkenheim

Brettener Lazarettkicker

Evangelischer Kirchenchor

Kindergärten Hochstetten
– Pfarrer Schweizer –

Kindergarten Schiller- und Kirchstr.

Grundschule Hochstetten

Realschule Linkenheim-Hochstetten

Reitsportgruppe
Linkenheim-Hochstetten

Natur- und Vogelfreunde Linkenheim

Technisches Hilfswerk Dettenheim

Anglersportverein Hochstetten

Fußballverein Linkenheim

Landfraunverein Linkenheim

Feld-Artilleriebataillon 210

Basketballverein Linkenheim

Gesangverein Sängerbund

Luftsportgruppe
Kernforschungszentrum

Fernmelderegiment 12

Landespolizei Karlsruhe

Brauerei Moninger Karlsruhe

Firma Metz KG

Gesangverein „Einigkeit“
Hochstetten

DRK Ortsverein Linkenheim

Verein der Hundefreunde

VDK Linkenheim

Fußballverein Hochstetten

Raketen-Artilleriebataillon 122

Luftwaffenmusikcorps 2
Karlsruhe

Grund- und Hauptschule Linkenheim
– Herr Fiebig –

CVJM Linkenheim

Schule für Lernbehinderte
Linkenheim-Hochstetten

Jungsozialisten Linkenheim

Reservistenkameradschaft
Linkenheim-Hochstetten

Bund der Selbstständigen
Linkenheim-Hochstetten

DRK Ortsverein Hochstetten

Jugendzentrum
Linkenheim-Hochstetten

Turnverein Linkenheim

Turnverein Hochstetten

Musikverein „Harmonie“
Linkenheim-Hochstetten

Radfahrerverein „Badenia“
Linkenheim

Kindergarten Hans-Thoma-Str.

Kindergarten am Pfarrgarten

Kindergarten Friedrichstr.

Das war damals die Werbung zum Fest in der Presse (BNN, Ortsblatt), mit reichlich illustrierten Flugblättern und Plakaten dargeboten.

Das Programm

Los ging das Programm, nach der obligatorischen Eröffnung durch die Schirmherren am 20. Mai 1978, mit einem Platzkonzert des Luftwaffenmusikcorps 2, Karlsruhe.

Ein origineller Jahrmarkt mit seinen Spiel-, Schau- und Verkaufsbuden (erstellt durch die Ortsvereine) hatte das Flair des Karlsruher Festplatzes.

Ein Bummel durch den von Schülern gestalteten Basar verlockte jedermann zum Erwerb von „unschätzbaren“ Kostbarkeiten.

Platzkonzert des Luftwaffenmusikcorps 2, Karlsruhe.

Der CVJM steuerte eine originelle Wurfbude bei.

Die Bundeswehr stellt einige ihrer technischen Einrichtungen vor.

Auch die Tanzvorführungen der Schulen fanden großen Anklang.

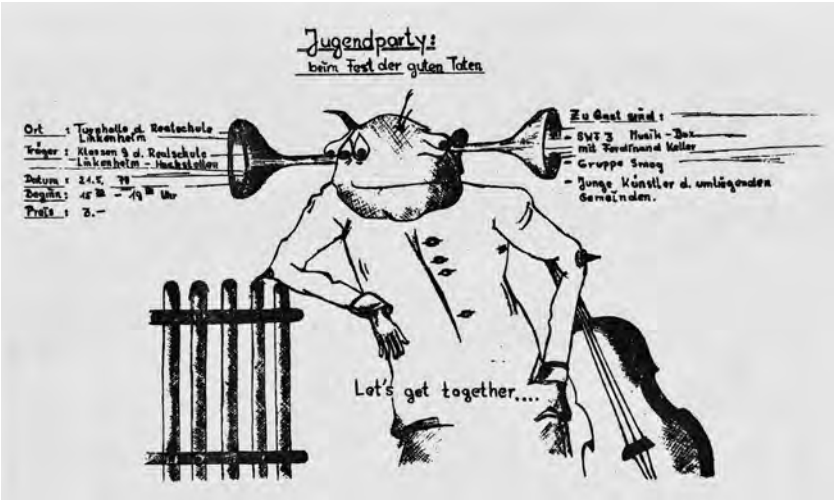
Festprogramm

Weitere Programmpunkte fanden am 20. Mai 1978 in der Sporthalle der Realschule ab 20 Uhr statt, dort gab es ein Unterhaltungsprogramm mit Tombola und Auftritten von bekannten Künstlern (u. a. Silver Stars, Smog, Andrea & Andreas, New planet).

Am Sonntag, dem 21. Mai, wurde das bunte Treiben fortgesetzt. Um 11 Uhr spielte der Musikverein Linkenheim-Hochstetten zum Frühschoppen und die Bundeswehr schöpfte den Besuchern aus ihrer Feldküche einen vorzüglichen Eintopf. Um 15.30 Uhr startete dann die Jugendparty mit Ferdinand Keller.

Auf dem Schulsportplatz gab's zur Belustigung der Zuschauer ein Prominenten Fußballspiel. Mit Rudolf Wimmer (KSC) im Tor.

Die Jugendlichen der Ortsvereine und Schulen zeigten ihre Geschicklichkeit im Wettbewerb **„Spiel ohne Grenzen"**.



Einladung zu Jugendparty mit Ferdinand Keller.

Ein Zuschauermagnet: Fußballspieler Rudolf Wimmer (KSC) im Tor.

Ein Geschicklichkeitsturnier war der Beitrag des Radfahrvereins Linkenheim.

*Geschicklichkeit im Wettbewerb „**Spiel ohne Grenzen**“.*

Besprechung zum Ablauf:
„Spiel ohne Grenzen“
mit Waldemar Schütz.

Der Badener Kinderchor bot mit seiner Vorstellung die Überleitung zu einem Lampenfest mit Maitanz.

Fazit

Insgesamt haben über 30.000 Besucher am Fest teilgenommen und es war das erste große gemeinsame Fest von Linkenheim und Hochstetten.

Auch in finanzieller Hinsicht war das Fest ein voller Erfolg. Alle Erwartungen wurden mehr als erfüllt. Der Wirtschaftsbetrieb war so stark frequentiert, dass rund 4.500 Brötchen, 1.000 Steaks, neun Zentner Pommes, 750 Portionen Eintopf und 200 Kuchen und Torten (alle gespendet) verzehrt wurden. Bei den Spezialitätenständen wurden vier Zentner Käse und vier Zentner Spargel vertilgt. Über die durstigen Kehlen flossen mehr als 33 Hektoliter Bier. Dadurch kam ein Betrag von fast 14.000 DM für den guten Zweck zustande.

Den größten Teil zu dem Gesamtergebnis haben Vereine, Organisationen und Schulen einschließlich der Tombola beigesteuert und dabei ein nie zu erwartendes Ergebnis von mehr als 30.000 DM erzielt. Ein erstmals in Linkenheim-Hochstetten aufgezogener Flohmarkt brachte fast 8.000 DM; der „Bunte Abend“ und die SWF 3 Jugendparty steuerten 9.000 DM bei.

Spendensammlung

Anfang März 1978 wurde bereits die Bevölkerung über die Presse über das geplante Fest informiert und um Spenden auf das bei der Spar- und Kreditbank Linkenheim unter der Nr. 20.000 geführte Konto gebeten. Diese Nummer sollte Anreiz sein für das zu erwartende Ergebnis. Erzielt wurden 25.028,45 DM.

Der Reinerlös von 80.000 DM wurde am 2. Oktober 1978 dem Finanzreferent Aribert Jack für die Aktion Sorgenkind des ZDF im Rahmen eines Abschlussabends übergeben.

„Fest der guten Taten“
Mitwirkende bekamen eine Dankesurkunde.

80 000-Mark-Scheck Aktion Sorgenkind übergeben:

„Hilfsbereitschaft ist in der Bürgerschaft verwurzelt"

Arbeit der Mitwirkenden beim Fest der guten Taten gewürdigt / Abschlußfeier im Linkenheimer Rathaus

LINKENHEIM-HOCHSTETTEN (uh.-). Die Hilfsbereitschaft sei in der Bürgerschaft verwurzelt, betonte der Linkenheim-Hochstettener Bürgermeister Schütz am Freitagabend bei einer Feier im Rathaus anläßlich der Scheckübergabe vom Fest der guten Taten im Mai an die Aktion Sorgenkind, 33 Vereine, die Schulen der Gemeinde sowie sonstige Gruppen hatten für hilfsbedürftige Kinder bei der zweitägigen Großveranstaltung die stattliche Summe von 80 000 Mark eingespielt.

Im Bürgersaal des Rathauses hieß Bürgermeister Schütz, Schirmherr des Zweitagefestes, im Namen des Organisationsausschusses die Vertreter der mitwirkenden Vereine, Schulen und sonstigen Organisationen willkommen. Als Zeichen des Dankes wurde ihnen eine Urkunde für die Mitwirkung beim Fest überreicht.

Das Erfreuliche an diesem Fest sei die Tatsache, daß die Bürger die Idee zu diesem Fest spontan aufgegriffen, einen Block gebildet haben und im Ortskartell wie auch in den Schulen und Kindergärten eine Hilfsbereitschaft entfacht hätten, die alle überrascht habe, betonte Schütz. Diese Hilfsbereitschaft soll dazu ermuntern, die Unzulänglichkeiten in den Familien, in der örtlichen Gemeinschaft und im Staat nicht einfach hinzunehmen, sondern der Erkenntnis die Tat folgen zu lassen.

Schütz würdigte besonders das Wirken des zwölf Mitglieder zählenden Organisationskomitees, das über ein Jahr hinweg Woche für Woche hinter den Kulissen selbstlos und frei von Geltungsdrang harte Arbeit geleistet und die zielstrebig zum Abschluß gebracht habe. Alle, die einen Verein, eine Schule oder sonst eine Gruppe vertreten, hätten die Erfahrung gemacht, daß man sich auf den Verein oder die Gruppe verlassen könne, schloß der Bürgermeister.

Alle, die aus diesem Anlaß im Bürgersaal versammelt seien, hätten eines gemeinsam: Jeder habe im Rahmen seiner Möglichkeiten zum hervorragenden Ergebnis des Festes der guten Taten zugunsten der Aktion Sorgenkind beigetragen, hob der Sprecher des Organisationsausschusses, Peter Bock, bei seinem Rückblick auf das Fest hervor. Bock gab dabei auch einen Überblick über Feste für die „Aktion Sorgenkind" in anderen Städten. 204 000 Mark wurden in der 250 000 Einwohner zählenden Stadt Karlsruhe eingespielt, dieselbe Summe erbrachte Bretten mit seinen 30 000 Einwohnern, und in der 150 000 Einwohner-Stadt Erlangen kamen 150 000 Mark zusammen.

Peter Bock schlüsselte dann die 80 000 Mark der 9000 Einwohner-Gemeinde Linkenheim-Hochstetten auf: Auf dem Konto Nr. 20 000 bei der Spar- und Kreditbank Linkenheim-Hochstetten gingen Spenden in Höhe von 25 028 Mark ein, die sich aus Einzelbeträgen zwischen fünf und 3000 Mark zusammensetzen.

Als eine der schwierigsten Aufgaben beim Fest bezeichnete Peter Bock den Wirtschaftsbetrieb, den die Vereine übernommen hatten. Dabei wurde ein Reingewinn von 13 666 Mark erzielt. Die größte Arbeitslast habe auf den Vereinen und Schulen gelastet, die auch den größten Gewinn erwirtschafteten: 32 772 Mark. Als Erlös aus dem Kartenverkauf für den bunten Abend und für die Jugendparty nannte Bock die Summe von 9017 Mark.

Ein hervorragendes Ergebnis habe auch die Abteilung „Liebenswerter Kitsch – ausgefallene Kunst und Krimskrams", der erste Linkenheim-Hochstettener Flohmarkt, mit 7917 DM gehabt. Die Einnahmen aus Anzeigen bezifferte Bock auf 1082 Mark, die Sachspenden der Linkenheimer und Hochstettener Geschäftsleute auf 6000 Mark. Abschließend bedankte sich Peter Bock bei den über 1000 Mitwirkenden, Organisatoren und Helfern des Festes für die „spontane und mit Herz ausgerichtete Gestaltung" des Festes für die Aktion Sorgenkind.

Mit Zahlen wartete auch der Finanzreferent des Diakonischen Werkes, Aribert Jäck, auf, der im Namen der „Aktion Sorgenkind" des ZDF's den 80 000-Mark-Scheck von Bürgermeister Schütz entgegennahm. Den Gesamterlös der „Aktion Sorgenkind" bezifferte er auf 306 Millionen Mark. Aus Festen überall in der Bundesrepublik würden monatlich 200 000 Mark eingespielt, an Spenden 20 000 Mark.

Mit den 80 000 Mark aus der Gemeinde Linkenheim-Hochstetten ließen sich anteilmäßig mit den freien Trägern zum Beispiel zweieinhalb Behindertenplätze, vier Busse oder 20 000 Schreibgeräte finanzieren. Ohne die Aktion Sorgenkind gäbe es auch die Behinderten-Werkstätte in Hagsfeld nicht, meinte Aribert Jäck. Viele der erforderlichen Einrichtungen seien für die freien Träger alleine nicht realisierbar. Die Aktion Sorgenkind trage durchschnittlich zehn bis 15 Prozent an den Finanzierungen.

Mit freundlicher Genehmigung:
BNN vom 2. Oktober 1978

Berta Luttmann

DIE LETZTEN TAGE DES 1.000-JÄHRIGEN REICHES

Niedergeschrieben in Wart, Weihnachten 1991, nach fast 46 Jahren.
Es ist mir ein Bedürfnis das zu tun, bevor vielleicht einmal alles vergessen ist.
Ich möchte es so schildern, wie ich es erlebt habe.

Im März 1945 wurde Hochstetten zum ersten Mal von der feindlichen Artillerie beschossen. Nun wusste man, dass der Zusammenbruch nicht mehr weit sein konnte, obwohl wir immer noch an die von Hitler versprochene Vergeltung hofften. Jeden Tag wurde es im Radio propagiert.

Vom Luftschutzbund wurde angeordnet, dass sich alle Leute im Keller einquartieren sollten. Das bedeutete, dass wir von nun an im Keller zu schlafen hatten. Wir selber hatten keinen vorschriftsmäßigen Luftschutzbunker, deshalb mussten wir ins Nachbarhaus. Unsere Nachbarn waren froh darüber, zumal dort lauter Frauen mit Kindern wohnten. Es waren insgesamt sieben Kinder, drei Frauen, deren Männer im Krieg waren, sowie deren Großmütter.

Vater besorgte von der Firma Husser zweigeschossige Soldatenbetten. Diese wurden dann im Keller aufgebaut. Er selber schlief im Scheunenkeller. Ob er sich vor den vielen Frauen geniert hat, weiß ich nicht. Ich habe ihn nie danach gefragt. Von nun an schliefen wir also im Keller. Es war immer lustig und wir Jüngeren hatten trotz allem Spaß daran. Tagsüber ging jeder seiner Arbeit nach. Der Kanonendonner kam immer näher. Auch die Jagdbomber griffen immer mehr an. Man traute sich kaum mehr auf die Straße. Auch einzelne Personen griffen sie an.

Dann war noch was. Die Zivilbevölkerung wurde zum „Schanzen“ herangezogen. Von jedem Haus musste eine Person sich zur Verfügung stellen. Bei uns war dies immer ich. Und ich muss sagen, ich fand es gar nicht schlecht, war es doch eine Abwechslung in unserem tristen Alltag. Ich lernte andere Leute kennen, kam aus dem Dorf heraus und es waren auch immer andere Soldaten dabei. Also wie gesagt, es war halt was anderes.

Einmal waren wir im Rheinwald, um Schützengräben auszuheben. Auf einmal gab es Fliegeralarm. Wir mussten in Deckung gehen. Über uns flog ein ganzes Geschwader feindlicher Bomber. Man hörte schon von Weitem ihr Gebrumme. Die Flak schoss wie wild. Auf einmal wurde ein Flugzeug abgeschossen, das aber nicht bei uns abstürzte. Nur am Himmel sah man einen Fallschirm fliegen. Er kam immer näher. Plötzlich schoss die Flak auf den Fallschirm. Man hörte einen

entsetzlichen Schrei und um den Fallschirm waren lauter Granatenwölkchen. Also wurde auf diesen Wehrlosen geschossen. Ich fand dies fies. Der Schirm segelte ganz langsam und ruhig auf uns zu. Nun sah man den Soldaten am Seil hängen. Wir spürten eine gewisse Unruhe in uns aufkommen. Wir fragten uns, was wir tun sollten, was wird er mit uns tun. Wir waren aber beruhigt, wir hatten ja unsere Spaten.

Er ging dann etwa zweihundert Meter von uns entfernt herunter. Wir sprangen alle hin. Es waren schon Leute da. Es gab ein Mordsspektakel. Die einen schrien: „Schlagt ihn tot!!!“, andere wieder hatten Mitleid mit ihm. Eine Frau brachte dies auch laut und deutlich zum Ausdruck. Das hörte der Soldat H. Kopf, der gerade hier seinen Fronturlaub verbrachte. Er meinte, dass sie an der Front stehen und diese Kerle bringen hier unsere Frauen und Kinder um. So ging es eine Weile hin und her. Ich muss sagen, mir hat der Flieger auch leidgetan, wie er so auf dem Boden mit seinem angeschossenen Fuß lag. Er wurde dann auf einen Bauernwagen verladen und fortgebracht. Wohin habe ich nie erfahren. Dies war mein aufregendstes Erlebnis beim Schanzen.

Hochstetten wurde nun immer mehr beschossen. Dies geschah an der Kreuzung, man nannte das damals Steidinger, und am Ortsausgang Richtung Liedolsheim. Bei der Fürniß Else (Unterwäsche) gingen mehrere Granaten rein. Viele Soldaten waren in unserem Dorf. Einige waren in den Bunkern am Rhein. Später war ein Brückenkopf am Rhein, an dem viele Soldaten übergesetzt wurden.

Eines Tages stand auch zu unser aller Überraschung mein Bruder Werner vor der Tür. Er war abkommandiert nach Landau, dort sollte er eine Kompanie übernehmen. Er war traurig als er sah, was bei uns alles los war. Eine Nacht blieb er. Diese verbrachte er bei Vater im Keller. Anderntags machte er sich wieder auf den Weg. Doch er kam nicht weit, da die Franzosen schon am Rhein waren. Er kam wieder zurück. Jetzt wollte Mutter ihn nicht mehr fortlassen. Sie wollte ihn verstecken.

Als pflichtbewusster Offizier tat er dies aber nicht, denn das wäre Fahnenflucht gewesen und darauf stand die Todesstrafe. Er meldete sich bei der hiesigen Ortskommandatur und trat mit dieser den Rückzug an. Der Abschied war schwer, wusste man doch nicht, ob man sich wiedersehen würde. Inzwischen kamen immer mehr deutsche Soldaten ins Dorf. Bei Hussers wurde noch eine deutsche Funkstation eingerichtet. Dadurch wurde das Dorf immer mehr beschossen. Wir verbrachten Tage und Nächte im Keller. Man hörte die Granaten über uns heulen. Das war grausig. Vater sagte uns immer, wenn man sie heulen hört, sind sie schon über uns hinweg.

Am Ostermontag, dem 2. April 1945, war es schlimm mit der Schießerei.

Wir saßen alle im Keller. Auf einmal gab es einen ohrenbetäubenden Krach. Wir schrien alle auf. Vater brüllte: „Jetzt hat's eingeschlagen!" Alle waren mucksmäuschenstill. Wir wussten ja nicht, wo es eingeschlagen hatte. Als es dann eine Feuerpause gab, ging Vater hoch, um nachzusehen, wo der Einschlag war. Er kam zurück und teilte uns mit bebender Stimme mit, dass unser Haus getroffen sei. Die eine Seite war ganz abgedeckt, es war nicht ein einziger Ziegel mehr auf dem Dach. Zwei Granaten hatten ganze Arbeit geleistet. Unser erster Gedanke war die Freude, dass wir noch lebten.

Die Männer aus der Nachbarschaft waren ganz aufgeregt. Einer wollte zur Kirche und die weiße Fahne raushängen. Zu Vater sagte dieser Mann: „Robert, wir lassen uns doch nicht unser ganzes Dorf zusammenschießen." Zum Aufhängen der Fahne kam es jedoch nicht. Nach einer weiteren Feuerpause ging Vater vorsichtig hoch, um die Lage auszukundschaften. Nach einiger Zeit kam er die Kellertreppe herunter und schrie: „Aweil hewe de erschde Amerikaner gsehe!" Es war uns ganz komisch. Zum einen hofften wir, dass nun alles vorbei sein würde, zum anderen waren wir auch sehr traurig, dass das alles so ein Ende fand.

Eine Frau war zum Schluss noch bei uns im Keller, die früher mal in Amerika war. Sie lehrte uns auf die Schnelle noch ein paar Brocken Englisch. Sehr schnell stellte sich unser fleißiges Lernen jedoch als überflüssig heraus. Vater hatte durch nochmaliges Auskundschaften festgestellt, dass es nicht Amerikaner, sondern Franzosen waren. Die Schießerei hielt jedoch noch so lange an, bis die letzten deutschen Soldaten aus dem Dorf vertrieben waren.

Allmählich trauten wir uns auch aus dem Keller. Zu meiner Überraschung kamen bei mir während der ganzen Zeit keine Angstgefühle auf. Unter Kugelhagel hatten meine Mutter und ich noch Sachen aus dem Haus in den Keller getragen. Dies taten wir so lange, bis es uns die Soldaten verboten haben. Als wir uns gerade in der Hofeinfahrt des Nachbars aufhielten, kam ein junger Franzose und fragte uns nach der Uhrzeit. Zum Glück hatte ich keine Uhr an, sonst hätte er sie mir bestimmt abgenommen. Unter anderem sagte er noch in gebrochenem Deutsch: „Jetzt Krieg bald fertig, bald in Berlin!" Darauf sagte ich in meiner Naivität: „Aber Deutschland siegen." Dies hörte mein Vater und gab mir einen Rempler und sagte: „Du bist ja verrückt, das darf man doch nicht sagen." Zum Glück hat dies der Franzose auch nicht mitgekriegt. Erleichtert gingen wir dann wieder in den Keller.

Die Schießerei hatte dann auch so allmählich aufgehört und es wimmelte bald nur so von Soldaten. Sie kamen alle durch das Hussergelände. Panzer fuhren am laufenden Band durchs Dorf. Inzwischen wurden alle Häuser nach deutschen Soldaten durchsucht. Unser Vater

ging mit einem französischen Soldaten in unser Haus und wollte ihn überzeugen, dass niemand dort sei. Auf einmal kam ein Offizier und nahm ihn mit.

Vor Hussers Haus wurden alle männlichen Nachbarn zusammengetrieben. Mit erhobenen Händen standen sie da. Mutter sah es und wollte fragen, was das bedeuten sollte. Man hatte sie aber schroff abgewiesen. Da sie eine Funkstation entdeckt hatten, nahmen sie alle Männer fest und erklärten sie zu Partisanen. Als ich vom Keller hochkam, konnte ich nur noch sehen, wie sie abgeführt wurden. Der Schock war umso größer, da wir nicht wussten, wohin sie kamen.

Wir waren nun allein. Inzwischen hatte es auch bei der Firma Husser gebrannt. Die Hussers hatten alles, was sie retten konnten, in unserer Scheune untergebracht. Zu dieser Zeit wurde sehr viel geplündert. Uns nahmen sie auch sehr viel fort. Unter anderem auch unser heißgeliebtes Radio. Auch entdeckte ich den Pullover meines Bruders Willi an dem Körper eines Franzosen. Als ich das sah, musste ich weinen. Als ich ihm den Grund meines Weinens erklärte, zog er den Pullover aus und gab ihn mir zurück. Darauf brachte er noch weitere geklaute Sachen zurück.

In unserem Haus hatten wir Möbel von einer Karlsruher Familie untergebracht. Es waren lauter wertvolle Sachen, darunter auch ein Klavier. Deshalb meinten die Franzosen auch, dass wir reiche Leute seien. „Du Kapitalist, du nie arbeiten, du bloß Klimberimbim“, sagte einmal ein Franzose zu mir. Es war gut, dass wir fast alles aus dem Haus geräumt hatten, sonst wäre noch viel mehr fortgekommen. Zum Glück haben sie Vaters Uhrenkette, die Mutter als Mädchen aus ihren Haaren anfertigen ließ, nicht mitgenommen. Sie war sehr froh darüber und versteckte sie daraufhin in einer Kiste im Scheunenkeller. Ein paar Tage später patrouillierte ein Soldat durch unser Dorf und ging auch in den besagten Keller. Er stöberte überall herum und fand dann schließlich die Kette und hat sie mitgenommen. Jetzt war sie doch weg.

Am besagten ersten Tag haben sie am Nachmittag nicht mehr geschossen. Einige Frauen waren zu diesem Zeitpunkt bei uns im Hof. Auf einmal kam ein Franzose und brachte ein paar lebendige Hühner mit dem Auftrag, sie zu schlachten. Mutter packte gleich zu und hackte ihnen den Kopf ab. Jetzt wollte er auch noch, dass wir sie fertig zubereiten sollten. Mutter hatte alle Ausreden parat: wir hätten keinen Strom, kein Feuer usw. Das alles wollte er nicht wissen. Er suchte einfach zwei Frauen aus, die die Hühner rupfen und ausnehmen mussten. Wohl oder übel machte Mutter dann doch Feuer im Herd. Inzwischen war es dunkel geworden. Wir hatten ja kein Licht. Da brachte der Franzose Kerzen. Bei Kerzenschein machten wir die Hühner in der Pfanne fertig. Sie wurden aber sehr lange nicht weich.

Wahrscheinlich waren sie schon so alt, dass man sie in den Konfirmandenunterricht hätte schicken können. Mutter und ich waren jetzt allein mit dem Franzosen. Er war sehr anständig. Um uns die Angst zu nehmen, holte er seinen Ausweis heraus und zeigte ihn uns. Dabei stellten wir fest, dass er am gleichen Tag wie ich Geburtstag hatte. Darüber freute er sich sehr. Später kam dann noch ein Marokkaner zu uns. Wir sind beide sehr erschrocken.

Das merkte der Soldat. Er nahm uns die Angst, indem er seinen Kameraden als guten Menschen vorstellte. Wir waren daraufhin beruhigter. Wenn ich mir das heute so vorstelle, was da alles hätte passieren können und welch großer Gefahr wir ausgesetzt waren.

Einmal bin ich auch vor einer Vergewaltigung bewahrt worden. Es war abends, als französische Soldaten zu uns kamen und Teller und Besteck verlangten. Sie wollten ein Fest feiern. Wir gaben ihnen das Verlangte mit der Bitte, es am Abend wieder zurückzubringen. Zum Glück schliefen wir diese letzte Nacht im Keller. Als wir am anderen Morgen heimkamen, stand das Geschirr in der Küche. Wir wunderten uns sehr und meinten, das wären aber anständige Kerle gewesen. Dabei gingen sie in derselben Nacht im Dorf herum und haben Mädchen vergewaltigt. Wäre ich zu Hause gewesen, wäre ich bestimmt ein Opfer geworden.

Nun will ich noch berichten, wie die Verhaftung von Vater ausgegangen ist. Sie mussten nach Liedolsheim laufen. Ab und zu bekamen sie den Gewehrlauf ins Kreuz geschlagen. In Liedolsheim wurden sie in einen Schweinestall eingesperrt. Keiner wusste, was mit ihnen passieren würde. Des Öfteren kamen Franzosen zu ihnen herein und spuckten ihnen ins Gesicht. Auf einmal ging das Gerücht herum, dass sie erschossen werden sollten. Das Wort „Partisanen“ fiel dabei auch. In Liedolsheim ging’s wie ein Lauffeuer durchs Dorf, dass da Männer eingesperrt seien und dass Herr Husser auch dabei sei. Das hat ein ehemaliger Kriegsgefangener gehört. Er setzte sich dafür ein, dass sie wieder freigelassen wurden. Ganz niedergeschlagen traten sie den Heimweg an. Ich war gerade auf der „Gass“, als sie ankamen. Schnell bin ich über Ziegelbrocken und Gerümpel, das auf der Straße lag, ihnen entgegengerannt. Vater hatte mich in den Arm genommen. Dabei sah ich ihn zum ersten Mal weinen.

Inzwischen waren schon ein paar Tage vergangen. So allmählich normalisierte sich das Dorfleben. Die Häuser wurden notdürftig gedeckt. Ziegel gab es keine. Bei der Firma Husser gab es Bretter, mit diesen wurden die Löcher zugedeckt. Einen Bürgermeister hatten wir auch wieder. Er hat sich dazu selbst ernannt. Dieser ging mit den Franzosen zu den Leuten, die ihm nicht gefielen und holte Schinken, Hühner, Kälbchen, halt alles, was verlangt wurde. Man könnte noch vieles nennen, aber dies führe zu weit.

Die Leute gingen auch der Feldarbeit wieder nach. Der Bäcker stellte wieder Brot her, der Metzger schlachtete wieder. Ich selbst half dem Onkel Karl, auch Hirschwirt genannt, beim Schlachten. Es machte mir Spaß, er war ganz stolz auf mich und erzählte es allen Leuten. Als ich einmal bei ihm war, bekam ich plötzlich heftige Bauchschmerzen, weshalb ich dann auch nach Hause ging.

Der herbeigeholte Arzt stellte eine Blinddarmreizung fest. Ich musste sofort ins Krankenhaus. Doch wie sollte das geschehen. Vater ging zu unserem Pfarrer, der französisch sprach. Dieser besorgte ein Fahrzeug von der Besatzung. Mit einem offenen Jeep wurde ich ins Krankenhaus transportiert. Auch Vater fuhr mit. Noch am selben Abend wurde ich operiert. Alles ging gut vorbei. Nach zwölf Tagen wurde ich entlassen. Mit einer Pferdekutsche wurde ich abgeholt. Die Zeit vom 29. April bis zum 11. Mai, die Zeit meines Krankenhausaufenthaltes, kam mir sehr lange vor.

Mein Bruder Werner kam am 13. Mai nach Hause. Das war ein Freudentag. Ich höre es noch wie heute, als jemand den Hof reinkam. Auf einmal rief meine Mutter: „Der Werner kommt." Wir gingen alle raus und vor uns stand ein strahlender Werner, mit einem Spazierstock in der Hand und einem Hut auf dem Kopf, also ganz in zivil. Er kam zu Fuß von Heilbronn an einem Sonntagmorgen. Er erzählte, als er aus dem Wald herauskam, läutete unsere Glocke, wie zum Empfang. So hatte er es auch einmal in einem Gedicht geschrieben, dass er sich so die Heimkehr vorstelle. Weiter erzählte er, dass er sich mit seiner Einheit bis nach Bad Tölz durchgekämpft hatte. Dort wurden sie heimgeschickt. Er stellte sich den Amerikanern. Die Offiziere wurden alle erfasst und auf einen offenen Lkw in Richtung Frankreich verladen. Bei Heilbronn ist er vom fahrenden Auto abgesprungen. Er ist fortgerannt und hat sich hinter einem Holzhaufen versteckt. Dort hat er dann die Nacht verbracht. Anderentags gaben ihm gute Leute Zivilkleider und eine Bescheinigung, dass er dort gearbeitet hatte. Mit dieser Bescheinigung kam er dann sogar durch Kontrollen.

Berta Luttmann geb. Meinzer
geboren 1. März 1926, gestorben 7. November 2010
Familienbuch II, Seite 320

Nachtrag zur Familiengeschichte

Werner war nun zu Hause. Unsere Sorge galt nun Willi. Wo wird er sein? Lebt er noch? Seit Februar 1945 hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Damals war er an der Ostfront. Die Ungewissheit war furchtbar. Wie oft hatte Mutter geweint. Sie war ganz verzweifelt. Jeden Tag warteten wir auf ein Lebenszeichen. Die Frage lautete immer: „Lebt er noch? Oder ist er in russischer Gefangenschaft?“ Von dort hörte man nichts Gutes. Viele verhungerten dort. Ich wollte einmal zu einer Wahrsagerin, um herauszubekommen, wo er sei. (Es war damals große Mode, die Wahrsager hatten viel zu tun. Es geschah alles aus Verzweiflung.) Meine Eltern hatten es mir verboten, das sei ein Teufelswerk.

Doch im Dezember 1945 bekamen wir Post von ihm, und zwar aus Marburg an der Lahn, dort lag er im Lazarett. Er wurde aus russischer Gefangenschaft entlassen, krankheitshalber. Er hatte eine Phlegmone am Fuß und war völlig unterernährt. Werner fuhr sofort hin und holte ihn ab. Ganz abgemagert kam er nach Hause. Seine Beine waren voller Wasser. Mutter hat ihn wieder aufgepäppelt, obwohl wir auch nicht so viel zum Essen hatten. Die Lebensmittel waren noch alle rationiert. Wir hatten noch immer Lebensmittelkarten. Aber bei uns auf dem Lande war’s doch besser als in der Stadt. Wir aßen damals viel Kartoffeln. Jeden Abend gab’s *„Greeschde“*. Mutter musste Riesenmengen kochen. Man aß damals viel größere Portionen als heute. Ich kann mich noch gut erinnern, dass jeder einen ganzen Zwetschgenkuchen zum Mittagessen aß. Das ist heute unvorstellbar. Dort war man eben noch jung und ausgehungert.

Unsere Familie war nun wieder komplett. Wir waren dann alle wieder beisammen, bis Willi heiratete. Es war im Oktober 1950. Werner ging 1952 aus dem Haus. Er heiratete am 16. August. Ich heiratete am 25. Oktober 1952. Ich blieb allerdings im Haus.

Mutter starb am 10. April 1958 mit 63 Jahren. Vater starb am 21. August 1961 mit 68 Jahren. Werner starb am 13. Mai 1967 mit 46 Jahre. Willi starb am 8. August 1983. Und ich blieb als Einzige von der Familie übrig.

Hochstetten, am 30. September 1992

Berta Luttmann

1945 nach dem Jagdbomberangriff auf das „9-Uhr-Zügle“ zwischen Leopoldshafen und Linkenheim.

Heinrich Arnold

ERINNERUNGEN AN DAS JAHR 1945 – ALS DER KRIEG ÜBER HOCHSTETTEN HINWEGGING

Als gegen Ende des Jahres 1944 sich die Front dem Westwall näherte, wurde auch für uns zur Gewissheit, dass wir bald Kriegsgebiet werden würden. Man dachte sich damals, dass der Krieg hier oder am Rhein zum Stehen kommen werde und die Bevölkerung evakuiert würde. Für Hochstetten war Gölshausen als Zufluchtsort vorgesehen. Die Rheinorte oberhalb von Karlsruhe bis nach Knielingen waren schon geräumt, und Karlsruhe wurde um diese Zeit erstmals beschossen. Doch da wurde es durch die Ardennenoffensive nochmals anders, die Front ging am Westwall im Elsass wieder zurück, und es wurde ruhiger. Wir hatten um diese Zeit viel Einquartierungen im Dorf, die dann aber auch wieder in die Pfalz vorrückten. Doch im Monat März wurde es dann besonders mit den Flugzeugen sehr schlimm, kein Zug, kein Auto und kein Schiff auf dem Rhein konnte sich mehr sehen lassen. Unser Altrhein lag ganz voll mit Schiffen, die hier Deckung suchten. Zu uns kam öfters ein Schiffer, der auf einer Fähre Dienst tat, die Truppen vom linken Rheinufer überzusetzen. Ich selbst war um diese Zeit mit noch anderen Männern meines Alters mit Holzmachen für Laufstege und Panzersperren beschäftigt, wobei wir in nächster Nähe Zeugen waren von der Versenkung eines Schiffes durch Flieger auf dem Baggersee.

Gegen Ende der letzten Märzwoche hatte dann plötzlich der „Feind“ das linke Rheinufer uns gegenüber erreicht, und man hörte schon Granaten pfeifen. Wir waren gerade eines Morgens mit dem Bau von Panzersperren am Waldeingang im Forlenwald beschäftigt, als Hochstetten und Linkenheim zugleich erstmals beschossen wurden. Die Zivilbevölkerung musste schon einige Tage zuvor unter Anleitung von Soldaten Feldstellungen bauen. Von nun an gab es alle Tage und nachts Störungsfeuer ins Dorf, besonders die Straßenkreuzung an der Bundesstraße, der Ortsausgang gegen Liedolsheim und auch die Firma Husser wurden beschossen. Ich selbst bekam auch eines Nachts durch eine Granate, die über meinem Hofe platzte, ein Loch ins Dach geschossen. Meine Frau schlief diese Zeit mit den Kindern im Pfarrhauskeller, während ich mit einem Soldaten in meinem Holzkeller hauste.

Unterdessen kamen die Osterfeiertage. Wir hatten am Karfreitag eine

ganze Anzahl Soldaten im Haus, wir gingen an diesem Tage mit einigen zur Kirche und dann anschließend zum Abendmahl. Erwähnen möchte ich noch, dass in dieser Woche mehrmals Soldaten über den Rhein geschwommen kamen und dann unbekleidet ins Dorf kamen. Es wurden dann Kleider und Schuhe durch die Gemeindeverwaltung für sie beschafft. In der Nacht vom Gründonnerstag fuhr ich mit meinem Kuhfuhrwerk zum Altrhein hinaus, um die Möbel meiner Schiffersleute, Familie Lang aus Neckarsteinach, mit denen wir bekannt wurden, abzuholen, da die ganzen Schiffe in jener Nacht versenkt wurden. Die Möbel hatten wir bis Spätjahr 1945 in Verwahrung.

Ich selbst ging auch diese Woche noch jeden Tag ins Feld. Eines Abends fuhr ich mit einem Soldaten, der längere Zeit bei uns war, ins Spargelaufpflügen an der Straße gegen Graben bei der heutigen Gemeinschaftsanlage. An diesem Abend lag das Artilleriefeuer, das der Straßenkreuzung galt, weiter abwärts. Dabei kam ein Schuss ganz in unsere Nähe, und wir mussten uns in die Ackerfurche legen. Ich war froh, als wir wieder den Weg, der ins Tiefgestade führt, hinter uns hatten, denn regelmäßig, alle zehn Minuten, kamen vier Schuss. Die Flieger waren untertags hauptsächlich mit der Niederkämpfung der Flakbatterien beschäftigt. Mit Bangen fragten wir uns jeden Tag, wann kommt der Übergang über den Rhein? Ich sagte zu meiner Familie und den Nachbarn immer: „Wenn sie kommen, und es kommt um unser Dorf zum Kampf, und sie bringen keine schwereren Granaten als bisher, so sind wir in unserem Keller sicher."

Am Ostersamstag rückten dann plötzlich alle Soldaten durchs Dorf und auch über das Feld weg, alles dem Hardtwald zu, der schon vorher besetzt war. Am Abend hörten wir dann starkes Schießen gegen Germersheim, und es hieß dann bald, die Amerikaner gehen bei Germersheim über den Rhein. Ein Gegenangriff der Unsrigen sollte natürlich auch schon im Gange sein, doch wir merkten hier nichts davon.

Anderntags, am Ostersonntag, war es ziemlich ruhig, und ich fuhr hinaus in den Hardtwald, aber alle Soldaten waren abgezogen. Oben in Abteilung 1 waren noch einige, die sagten mir, sie würden auch gleich abziehen. Meinen Schlagabraum, den ich dort hatte, hatten sie bald komplett zum Tarnen der Fahrzeuge mitgenommen. Auf dem Heimweg traf ich dann noch einen Feldwebel, der sagte, die Amerikaner seien bereits in Bruchsal und gingen entlang dem Gebirge vor und alles, was nicht schnell hier herauskommt, wird abgeschnitten. Er war ganz aufgeregt, weil er sein Auto nicht mehr in Gang bringen konnte. Am Ostersonntagabend war es sehr ruhig, kein Schuss war zu hören, und wie man erfuhr, war der Feind schon bis Liedolsheim vorgedrungen. Wir standen mit den Nachbarn vor dem Haus und unterhielten uns, was der nächste Tag wohl bringen werde.

Es war die Ruhe vor dem Sturm. Auch die Nacht war ganz ruhig, und wir schliefen ungestört. Doch als ich am nächsten Morgen die Haustüre öffnete, waren wieder Soldaten da, und es hieß, das Dorf wird verteidigt. Viele waren es nicht, vielleicht ein oder zwei Züge. Was uns nun bevorstand, konnte ich mir denken. Ich versorgte schnell mein Vieh und dichtete die Stalltüren mit Weiden und Sonstigem gegen Splitter ab. Das Federvieh ließ ich laufen. Nun machte ich mich daran, meine Getreidevorräte vom Speicher in den Hausgang zu schaffen. Dabei beobachtete ich immer die Straße gegen Liedolsheim und das Bruch. Da, etwa um 7 Uhr, kamen die ersten Panzerspähwagen. Unterhalb des Arbeitsdienstlagers war eine Straßensperre aus Wagen, und nun erhielten sie vom Dorfe her MG-Feuer. Sie stockten und kehrten um. Gleich darauf kamen Panzer. Einer davon wurde beim Steingraben von einer Abwehrbatterie beim Galgengraben in Brand geschossen. Ich hatte inzwischen gerade den letzten Sack Korn die Treppe heruntergetragen, da kam auch schon die erste Granate vom Rhein herangeheult und schlug am Scheunengiebel meines Nachbars Emil Ratzel ein. Ich ging zunächst in meinen Keller, und nun kam ein Feuerschlag, wie er mir nicht heftiger von der Front her bekannt war, allerdings nur leichtere Granaten, aber mit großer Splitterwirkung.

Bald wurde es mir allein in meinem Balkenkeller zu unheimlich, und ich rannte bei stärkstem Feuer hinüber ins Pfarrhaus, wo meine Frau mit den Kindern war. Die Ziegel und Steine flogen nur so um mich. Wir waren nun mit der Pfarrfamilie Pfeil zehn Personen und noch zwei Soldaten. Es waren zwei Unteroffiziere von der Beobachtungsstation auf dem Kirchturm. Alle paar Minuten erhielt das Pfarrhaus einen Treffer, und die anderen gingen nicht weit davon. Ein Schuss riss die Abdichtung vor dem Kellerfenster weg, alles war voll Staub, und die Kinder schrien auf.

Endlich setzte das Artilleriefeuer aus. Ich ging in mein Haus zurück, um nachzusehen, was geschehen sei. Es war bei mir noch kein großer Schaden entstanden. Das Vieh starrte mich an. Da kam auch schon der nächste Feuerschlag und ich musste wieder ins Pfarrhaus. Die Soldaten waren jetzt nicht mehr da. Das Feuer setzte in gleicher Stärke wieder ein, aber das Pfarrhaus, das an diesem Tag bestimmt mehr denn 20 Treffer erhielt, hielt gut Stand.

Bei der zweiten Feuerpause ging ich wieder raus. Bei meinem Nachbarn Julius Meinzer waren zwei Kühe tot, bei Walter Ratzel gegenüber ein Pferd. Im übernächsten Haus, bei Karl Otto Fürniß, brannte es. Ich holte mir einen Eimer, und wir pumpten bei Julius Meinzer Wasser und reichten es Herrn Vollrath, dem Mieter von Karl Fürniß, auf die Mauer hinauf. Nun kamen zwei Flieger, die langsam und tief über uns kreisten. Wir gingen bei Meinzers ins Haus hinein, da wir

fürchteten, sie würden mit Bordwaffen schießen. Gleich darauf setzte auch das Artilleriefeuer wieder ein, und da Meinzers im Hause keinen Keller hatten, sprangen wir über den Hof nach dem Schuppen, wo der Keller war. Dabei erhielt ich einen Schlag, ein Splitter hatte meinen Eimerboden durchschlagen, und an der linken Hand blutete ich stark. Als das Feuer etwas nachließ, lief ich zurück ins Pfarrhaus, wo Herr Pfarrer Pfeil mich verband.

Das Feuer lag jetzt weiter weg in anderen Teilen des Dorfes. Nach dem dritten Feuereinsatz, es war inzwischen 12 Uhr mittags geworden, ging ich mit Herrn und Frau Pfarrer vor den Hauseingang. Auf der Straße, beim Kriegerdenkmal, war eine Anzahl Soldaten. Wir glaubten zuerst, es seien die Unsrigen, und die rückten jetzt ab. Aber bald sahen wir an den Uniformen und an den Rufen, es war der Feind. Nun kamen etwa fünf Mann, darunter ein Sergeant, den Kirchenweg herauf. Pfarrer Pfeil rief ihnen auf Englisch zu, da wir glaubten, es wären Amerikaner. Sie riefen zurück. Da rief Frau Pfarrer Pfeil: „Das sind keine Amerikaner, das sind ja Franzosen!“, und da sie die französische Sprache gut beherrscht, sprach sie mit ihnen, und sie durchsuchten das Haus nach deutschen Soldaten. Der Anführer fragte mich, wohin ich gehöre, und da gingen zwei Mann mit herüber in mein Haus. Meine wenigen französischen Sprachkenntnisse, die ich noch von meiner Gefangenschaft des Ersten Weltkrieges hatte, kamen mir jetzt und in den folgenden Tagen sehr zugute. Sie durchsuchten Haus und Keller und ich gab ihnen Most zu trinken, das geschah noch mehrmals an diesem Tage.

Ich ging nun vor mein Haus. Jetzt kamen eine Abteilung Franzosen unter Führung eines älteren Offiziers, voraus einige Ortseinwohner, darunter unser Ortsbeauftragter Karl Fürniß. Neben dem Offizier ging Oskar Groh als Dolmetscher, er beherrschte auch noch aus der Gefangenschaft gut Französisch.

Nachher kam noch ein einzelner Soldat, er sprach mich auf Deutsch an, wieviel Uhr es sei. Aber ich kannte den Trick, er wollte nur haben, dass ich eine Uhr zeigte. Ich zeigte nach unserer Rathausuhr, die noch ging, und gab ihm schlagfertig auf Französisch zur Antwort, es sei ein halb ein Uhr. Er war betroffen und sagte zu mir, ob ich französisch spreche. Ich sagte: „Ja, ein wenig.“ Darauf sagte er etwas und ging weiter.

Ich ging dann nochmals ins Löschen bei Karl Fürniß. Wir waren aber bald gezwungen, wieder die Keller aufzusuchen, da jetzt auch die deutsche Artillerie von Linkenheim her ins Dorf schoss. Auch im Unterdorf brannte es bei Ferdinand Dürr und Firma Husser sowie in der Bahnhofstraße, wo zwei Scheunen abbrannten. Nun erfuhr ich auch, dass Friedrich Hofmann auf der Straße von einem französischen Soldaten erschossen wurde, als er von seinem Schwager, wo er löschen half, in sein

Haus zurücklief. Im Oberdorf stießen die Franzosen dann nochmals mit deutschen Soldaten zusammen und hatten dabei vier Tote, die sie ins alte Schulhaus trugen und anderen Tags auf unserem Friedhof, wo schon vier abgeschossene englische Flieger lagen, beisetzten. Am nächsten Tag erst erfuhren wir, dass auch im Oberdorf Hermann Schweiger in seinem Hof, als er nach seinem Vieh sehen wollte, durch eine einschlagende Granate getötet wurde, desgleichen wurden auch die beiden Söhne des Paul Schneider, die in einem Unterstand im Garten Schutz suchten, schwer verwundet. Der Älteste, der siebzehnjährige Robert Schneider, starb drei Tage danach in Bruchsal im Lazarett.

Am übernächsten Tag ging ich durchs ganze Dorf, aber wie sah es da aus. Im ganzen Dorf kaum noch ein ganzes Dach. Viele Häuser waren durch mehrere Einschläge sehr schwer beschädigt. Das Haus von Robert König lag ganz zertrümmert am Boden. Im Unterdorf waren eine Anzahl Männer, darunter auch Fabrikant Husser, als Geiseln festgenommen und für einen Tag in Liedolsheim gefangengehalten worden.

Ich half dann noch zwei Tage das Dach zu decken bei meinem Onkel Karl Arnold, dessen Haus auch sehr schwer gelitten hatte. Dann konnte ich nicht mehr, denn meine verwundete Hand war stark aufgeschwollen und musste behandelt werden. Aber zu einem selbst kam niemand, die meisten Leute trauten sich nicht mehr aus den Häusern. Ich ging dann alle zwei bis drei Tage zur Krankenschwester Frau Zwecker in der Luisenstraße zum Verbinden. Die Franzosen, die mich oft anhielten, fragten dann immer: „Blessé?“ und deuteten mir an, ich dürfe gehen. Ich war zwei Wochen arbeitsunfähig.

Dieser Tag des 2. April 1945, Ostermontag, wird allen, die ihn erlebten, fürs ganze Leben in Erinnerung bleiben. Möge unserem Dorf für alle Zeiten ein Gleiches erspart bleiben, das sei mein Wunsch.

Auf unserem Friedhof ruhen aus jenen Tagen fünf deutsche Soldaten, davon drei Unbekannte.

geschrieben 1960
*Heinrich Arnold, * 12. Oktober 1894, † 10. Februar 1974*
Familienbuch II, Seite 370

Familienbuch Hochstetten, Band 2, Seite 3:
Heinrich war im Weltkrieg vom 1. Mai 1915 und vom 8. Oktober 1918 in Frankreich in Kriegsgefangenschaft vermutlich bis Kriegsende – hat EK II im Inft. Reg. 113 Landw. Rgt. 116, 2. Masch. Gew. Komp. – war 3 Monate im Lazarett an Rheumatismus und Fieber.
Verheiratet am 3. Mai 1924 mit Klara Meinzer, zwei Kinder: Helene (1930) und Hans (1935)

Kriegsgräber auf dem Friedhof in Hochstetten.

Manfred König

OSTERMONTAG 1945 IN HOCHSTETTEN

März 1945. Frühlingstage wie aus dem Bilderbuch. Strahlendblauer, wolkenloser Himmel, wärmende Frühlingssonne, Aufbrechen der Blüten, Erwachen der Natur – so recht nach dem Geschmack der alten Bauernregel „Märzenstaub bringt Heu und Laub!“. Aber die mit den ersten Feldarbeiten beschäftigten Frauen, Kinder, älteren Männer und französischen Kriegsgefangenen hatten in ihren Gedanken nicht so sehr die alten Bauernregeln, und das Wetter war nicht Thema Nr. 1. Am Himmel zogen die amerikanischen Bombergeschwader, und die Luft war erfüllt vom schweren Brummen Hunderter viermotoriger Fliegender Festungen, die den Rheinstrom als Wegweiser benutzend stromaufwärts flogen und ihre todbringende Last den vorgesehenen Zielen zutrugen. In den letzten Februartagen verwüsteten sie Pforzheim, am 1. März Bruchsal.

Die Einflüge der Bomberformationen waren für die Menschen in Hochstetten jedoch lediglich ein imposantes Himmelsschauspiel, das vor allem von uns Kindern interessiert betrachtet wurde und nur die Frage aufwarf: „Wo werden sie heute hinfliegen?“ „Welcher Stadt werden sie heute den Tod bringen?“. Eigentlich gefährdet fühlten wir uns nicht. Ernsthaft bedrohlich – lebensbedrohend – waren dagegen die Überfälle der Jagdbomber, schneller ein- oder zweimotoriger Maschinen der Typen Spitfire oder Thunderbold oder Bristol „Beaufighter”, die auf den Flugplätzen im Elsass stationiert waren. Die Maschinen kamen einzeln oder in kleinen Verbänden angeflogen, meist sehr tief, waren erst zu hören und zu sehen, wenn sie schon beinahe da waren und nahmen alles unter Beschuss, was sich am Boden bewegte.

Zum Schutz dagegen hatten Frauen und Schulkinder in den Herbst- und Wintermonaten 1944/45 unter Anleitung erfahrener Soldaten außerhalb der Ortschaften entlang der Straßen und bedeutenderen Feldwegen Splittergräben anlegen müssen. So mancher Radfahrer fand im Sprung Deckung im Splittergraben, wenn die „Jabos“ im Tiefflug die Landstraße entlangbrausten, so manches Kuhgespann blieb einsam auf dem Feldweg stehen, während die Fuhrleute daneben im Graben kauerten. Eigentlich ein Wunder, dass während der vielen Wochen, in denen die Flieger ihr „Scheibenschießen“ veranstalteten, nicht ein

einziger Einwohner Hochstettens durch einen Jagdbomberüberfall getötet wurde. Gewiss, man kannte bald die Gewohnheiten der Flieger, es lief eigentlich immer gleich ab:
Die Maschinen kamen mit einer relativ geringen Bombenlast – meist eine schwere oder zwei leichtere Bomben, die unten am Rumpf eingeklinkt waren, sodass man genau sehen konnte, ob das Flugzeug seine Last noch trug oder bereits abgeworfen hatte. Die Bomben wurden zuerst auf vorher bestimmte feste Ziele abgeworfen. Danach, von der Bombenlast befreit, gingen die Maschinen auf Jagd. Sie suchten vor allem Straßen und Wege nach beweglichen Zielen ab, nach Menschen, die dann mit Bordwaffen beschossen wurden. Das war die eigentliche Gefahr für den einzelnen. Wer mit einer Hacke oder Sense auf dem Feld war, versteckte sein Gerät schleunigst, um nicht durch Sonnenreflexe auf dem Metall auf sich aufmerksam zu machen, und nahm in der Ackerfurche volle Deckung.

Bombenziele für Jabos gab es in Hochstetten nicht, aber das ehemalige Sägewerk Husser am nordöstlichen Ortsrand von Linkenheim und der in unmittelbarer Nähe davon liegende Güterbahnhof wurden immer wieder angeflogen und bombardiert. Der Unerfahrenheit der meisten französischen Piloten war es dabei zu verdanken, dass die angerichteten Schäden noch relativ erträglich waren. Sie flogen ihr Ziel zu tief und zu flach an, sodass der Aufprallwinkel der Bomben auf der Erde oft zu gering war, um die Zündung auszulösen. Viele Bomben explodierten daher nicht, sondern gruben sich als Blindgänger in die Erde. Mehr als ein halbes Jahrhundert später wurden sie immer noch aufgefunden, die letzten bei Erdarbeiten im Baugebiet „Östlich der Bahn“. Gefährlich waren sie immer noch, – und sind es bis heute geblieben – und Feuerwerker müssen ihr Leben einsetzen, um sie zu entschärfen.

Relikte des Bombenhagels auf Linkenheim finden sich bis heute, wie im Baugebiet „Ostlich der Bahn“ dieser 225 kg schwere Blindgänger – Foto Reporta

Im Monat März ging der Zweite Weltkrieg seinem Ende zu. Noch am Karfreitag, dem 30. März, spielten wir Schulbuben in der Gegend der Klostermauer, als uns eine aufgeregte Spaziergängerin ansprach. Es war Frau Riedle, eine Mannheimerin, die als

Fliegergeschädigte nach Hochstetten evakuiert worden war und bei Otto Schneider, Hauptstraße 116, wohnte. *„Kinner, schnell, gehnt hääm. In Grawa is da Ami!“* Diese Nachricht fuhr uns dann doch in die Knochen. Die Stimmung war jedenfalls getrübt, wir trollten uns dem Erlich entlang heimwärts und konnten aus guter Deckung heraus noch einen Jagdbomberangriff auf den Bahnhof in Linkenheim beobachten.

Es folgten Tage voll banger Erwartung. Was würde uns bevorstehen? Wird Hochstetten von der Wehrmacht verteidigt werden? Wird es Straßenkämpfe geben? Tote??? Werden wir das Ganze heil überleben? Nur gut, dass unser Vater zu Hause war. Mehr als zwei Jahre war er in Russland und hatte dort auch viele Fronteinsätze erlebt. Aus gesundheitlichen Gründen war er Ende 1943 entlassen worden und 1944 wieder zum Volkssturm eingezogen. Alle waffenfähigen Männer von 16 bis 60 Jahren waren beim Volkssturm, um das Vaterland zu retten. In den letzten Märztagen 1945 hatte sich Vaters Volkssturmeinheit aufgelöst, und er war nach Hause gekommen.

Schon seit Wochen waren wir in den Keller umgezogen, wo wir auch schliefen. Die meisten Familien des Dorfes machten es ebenso. Man fühlte sich sicherer vor den Jabos. Vereinzelt hatten sogar schon Artilleriegranaten im Dorf eingeschlagen. Wir waren sechs Personen in unserem kleinen Keller: Die Eltern **Robert** und **Emma König** geb. Hofmann, mein Bruder **Peter** und **ich**, Großmutter **Christine König** geb. Meinzer und unsere Cousine **Else Nagel**, die fliegergeschädigt aus Karlsruhe zu uns kam. Sie gehörte Vaters Schwester – Tante Hilda – und Oskar Nagel, die in Karlsruhe in der Schillerstraße 17 eine Bäckerei betrieben und dort ausgebombt worden waren. Wir kampierten da unten zwischen Mostfässern, Einmachgläsern und dem Sauerkrautständer auf notdürftig hergerichteten Matratzenlagern. Da war es schon gut, dass die im Keller gelagerten Vorräte an Dickrüben und Kartoffeln schon ziemlich aufgebraucht waren ...

Es kam Ostermontag, der 2. April 1945. Gewohnheitsmäßig waren wir früh auf, und als sich die Leute auf der Straße trafen, hieß es:

„D' Amis komma!
Vun Lielse her uf da Schdrooß,
vun da Gäärda aus kann
ma se sääa!“

Wie der Wind waren alle hinten im Garten, von wo man über das Tiefgestade hinweg alles gut beobachten konnte. Richtig, da kamen sie! Voraus zwei oder drei Panzer und dann Infanterie hinterher. Unten, im Grabener Wald, beim Wasserfall, hatte eine Batterie deutsche Flak Stellung bezogen und sich gut getarnt für den Erdkampf eingerichtet. Das wussten wir. Würde es zum Kampf kommen? Da – ohrenbetäubend knallten drei, vier Schüsse aus den Kanonenrohren der Flak. Mehr nicht. Aus dem vordersten Panzer schlug eine Stichflamme, dann Rauch – Volltreffer! Wir Kinder

jubelten. Ja, unsere Flak! Darauf war halt Verlass! Weiter, weiter so! Aber so überraschend, wie die Batterie das Feuer eröffnet hatte, stellte sie es auch wieder ein. Es fiel kein Schuss mehr. Vater teilte unseren Siegestaumel nicht! Er wusste, was nun kommen würde. Noch bedenklicher wurde seine Miene, als wir sehen konnten, dass die Angreifer den Vormarsch einstellten und sich wieder nach Liedolsheim zurückzogen. Dann hörte man das Brummen eines Aufklärungsflugzeuges. *„Jetz werd's ernschd",* sagte Vater, und mit einem Blick nach oben, wo der Flieger gemütlich über Hochstetten kreiste, um mögliche deutsche Truppenbewegungen aufzuspüren. *„Loos, alle ans Haus, an da Kella, der braucht net so viel Lait za sääa!"* Wir folgten und versammelten uns im Keller. Er aber schichtete noch einige Blöcke Brennholz, das im Hof lagerte, vor das kleine Kellerfenster. Als ob er eine Vorahnung gehabt hätte! Wird es einen Luftangriff geben? Davor hatten wir am meisten Angst. – Nein, der Gegner hatte sich etwas anderes ausgesucht, um Hochstetten sturmreif zu machen. Bei Leimersheim, jenseits des Rheinstroms, hatten sich die alliierten Feldartillerie-Batterien in Stellung gebracht. Ihr Feuer mussten wir ja schon seit Wochen über uns ergehen lassen, das waren wir schon gewohnt. Dass es sich dabei aber nur um ein „Einschießen" auf das mögliche Ziel Hochstetten im Ernstfall handelte, wurde erst jetzt klar. Wenige Minuten nach dem Verschwinden des Aufklärers ging es los! Trommelfeuer auf das Dorf. Das in West-Ost-Richtung verlaufende langgestreckte Straßendorf, damals nur aus Hauptstraße und Schulstraße bestehend, war von der Pfälzer Rheinseite aus nicht leicht zu treffen. Die größte Konzentration der Einschüsse lagen entsprechend in einem Streifen von Westsüdwest nach Ostnordost leicht schräg über das Dorf verteilt. In diesem Streifen, in dem auch unser Haus Hauptstraße 112 stand, gab es die größten Schäden an Häusern und Scheunen bzw. Nebengebäuden. Links und rechts davon wiesen große Teile des Ortsetters keine oder nur geringe Einschussschäden auf. Kein Haus im ganzen Dorf erhielt so viele Treffer wie das unsrige. Waren es zehn? Zwölf? Ich weiß es nicht. Später fanden wir beim Aufräumen mehrere Granatzünder im Bauschutt. Die Treffer stammten vermutlich alle von einem einzigen Geschütz, das in Richtung und Schussweite genau auf diesen Punkt eingestellt gewesen sein musste. Während das Trommelfeuer auf das Dorf niederging, kamen die Einschläge in unser Haus in zeitlich regelmäßigen Abständen. Lag ein Schuss etwas kürzer, so schlug die Granate in den vorderen Teil und in den der Straße zugewandten Giebel bei unserem Onkel Fritz König, Hauptstraße 108, ein. Ging es etwas weiter, so wurde das Hinterhaus von Paul Schneider (114) oder der Hofbereich hinter dem Haus bei Otto Schneider (116) getroffen. In unserer Angst hatten wir uns im Keller alle aneinandergeklammert, hörten das Haus über uns einstürzen, rochen den Pulverdampf und sahen manch-

mal den Schein des Einschlagfeuers am verbarrikadierten Kellerfenster aufblitzen. Dann war plötzlich alles vorbei. Stille! Nichts mehr! Dann das sonore Gebrumm des Aufklärers über den Häusern. Und dann den Ruf meines Großonkels Wilhelm Hofmann, Bäcker in Hauptstraße 125: *„Robert! Lewada noch?“* Erleichtert und dankbar gaben wir Antwort. Er war mit dem bei ihm beschäftigten französischen Kriegsgefangenen André Thuault über die Straße gelaufen, um uns zu Hilfe zu kommen. Sie räumten ein paar Gesteinsbrocken von der Kellertür. Das war eine Falltür aus einer Lage dünner Fußbodenbretter, die einem Granateneinschlag natürlich keinesfalls hätte standhalten können. Dann öffnete sich die Tür nach oben, ich stand hinter Vater auf der Kellertreppe – es ist heute noch die gleiche wie damals – und sah über mir den strahlend blauen Himmel. Das Haus war verschwunden. Nein, nicht verschwunden – die vordere Haushälfte lag nach vorne der Straße zu wie ein verwundetes Tier eingeknickt mit dem Giebel auf dem breiten Fußweg. Der hintere Teil des Hauses stand noch, obwohl auch hier Granaten eingeschlagen hatten, und zwischen den beiden Hausteilen klaffte eine breite Lücke, die den Blick nach oben freigab. *„Schnell riwwa zu uns un an da Kella. Die schießa glei widda!“* rief Onkel Wilhelm. Wir verließen unser Haus durch die offene Vorderfront, überquerten die Straße und kamen gerade noch recht in den Keller, als das Schießen tatsächlich wiederbegann. *„Kooi Angschd“*, sagte Tante Friedl, *„unsa Kella isch sicher, do senn Schdahldräga an da Degg.“* Dann, mitten im Granatenhagel verzweifelte Schreie: *„Helfat! Helfat! Unser Kinner verbluta!“* Es war Lotte Schneider, die Männer eilten mit ihr hinüber und brachten zwei schwer verwundete Jungen in Sicherheit. Die Brüder Robert (16 Jahre) und Paul Schneider (elf) waren von Splittern getroffen worden. Dem älteren Robert war die untere Hälfte des Gesichts weggerissen, man legte ihn bei Wilhelm Meinzer (Hauptstraße 123) auf das Sofa im Wohnzimmer, da niemand glaubte, er würde noch lange leben. Paul hatte einen Splitter in die Brust bekommen, er kam zu uns in den Keller der Bäckerei (125). Ein deutscher Sanitäter leistete den beiden Erste Hilfe, Tante Friedl bügelte ihm die zerknitterte Rotkreuz-Armbinde auf, damit sein Status als Sanitäter auch den sicher bald erscheinenden feindlichen Soldaten deutlich werden sollte. Das nützte allerdings nichts. Er wurde später mit Fußtritten traktiert und in die Gefangenschaft abgeführt. Inzwischen war das Artilleriefeuer wieder eingestellt. Als die Männer den Keller verließen, um nachzusehen, was oben ist, ging ich, neugierig und vorwitzig, mit nach oben. Ich stand neben André am einen Spalt breit geöffneten Einfahrtstor. Wir beobachteten die Straße. Zwei Soldaten in fremder Uniform kamen mit schussbereitem Gewehr die Hauptstraße herauf, lebhaft miteinander diskutierend. André war plötzlich wie elektrisiert. *„Oh, isch gut, isch alles gut, isch*

Franzos, die schwätze französisch, isch alles gut!“ Das war die Neuigkeit, die Überraschung. Statt der bis zu diesem Zeitpunkt erwarteten Amerikaner marschierten französische Sturmtruppen in Hochstetten ein. Sie hatten leichtes Spiel. Es gab keine deutschen Soldaten mehr im Ort, außer unserem Sanitäter, der hier in Gefangenschaft geriet. Aber weiter in der Waldstraße, Richtung ehemaligem Bahnhof musste sich doch noch eine schwache Verteidigungsfront aufgebaut haben. Die Waldstraße hieß damals noch Bahnweg, und nur wenige vereinzelt stehende Häuser gab es dort. Die vordringenden französischen Spitzen trieben ein paar Männer als lebende Schutzschilde vor sich her die Straße hinauf, darunter Onkel Wilhelm, Vater, Heinrich Schneider (116), Wilhelm Lang (118). Wer noch dabei war, weiß ich nicht mehr, vielleicht Karl Dürr (120). Dann gab es plötzlich wieder Artilleriefeuer, diesmal schoss die deutsche Artillerie von Osten her ins Dorf. Wenige Schuss nur, aber die reichten. Die französischen Soldaten flüchteten in die Einfahrt des Hauses Hauptstraße 130, die ortskundigen „Schutzschilde“ verdrückten sich in die Scheunen und Gärten und kamen bald wohlbehalten wieder bei ihren Familien an. Und doch kostete der Einmarsch der Franzosen in Hochstetten Menschenleben. Draußen an der Straßenkreuzung bei Steidinger, Hauptstraße 165, fand man einen gefallenen deutschen Soldaten. Es wurde gesagt, er sei von hinten erschossen worden, von den Deutschen, weil er sich ergeben wollte!? Dann führten französische Soldaten einen älteren, schon grauhaarigen Kameraden in die Einfahrt Hauptstraße 125 herein und redeten hektisch und aufgeregt auf ihn ein. Er aber warf sein Gewehr in die Ecke, riss sich den Helm vom Kopf und schluchzte hemmungslos und herzzerreißend. Was André uns erzählte, war folgendes: Der Mann hatte Frau und Tochter bei einem Fliegerangriff in Paris verloren, ein Sohn war gefallen, und er selbst hatte sich freiwillig zur Armee gemeldet, zu dieser Sturmeinheit, um bei seinem zweiten Sohn zu sein und ihn beschützen zu können. Nun hatte eine Granate des deutschen Artilleriebeschusses vor dem Haus Hauptstraße 130 eingeschlagen. Splitter durchschlugen das hölzerne Einfahrtstor und töteten vier der dort unterstehenden französischen Soldaten, darunter den Sohn des Kriegsfreiwilligen ... Auch in der Zivilbevölkerung gab es Opfer. Die beiden verwundeten Söhne der Familie Schneider wurden nach Bruchsal ins Krankenhaus gebracht, nachdem Bruchsal eingenommen war. Robert verstarb dort. Paul überstand die Verletzung. Er ist der heute noch lebende Nachbar Paul! Hermann Schweiger, Hauptstraße 126, erlitt tödliche Verletzungen durch Artilleriebeschuss, und Friedrich Hofmann, Hauptstraße 52a, wurde von einem Franzosen erschossen, als er die Straße vor seinem Haus überqueren wollte. Diese drei Einwohner Hochstettens haben heute noch ihre Gräber auf dem Friedhof.

Auch die Familie König musste ihren Blutzoll im Krieg bezahlen. Schon

im Ersten Weltkrieg verlor Großmutter Christine König geb. Meinzer (1875 – 1948) ihren ältesten Sohn Wilhelm König 1918 in Frankreich. Er wurde als Munitionsfahrer bei einem Volltreffer auf sein Fuhrwerk in Stücke gerissen. Ihr zweiter Sohn Fritz König starb 1942 als Soldat in Nordnorwegen – bei Kirkenes – an einem Herzschlag. Er liegt auf dem Soldatenfriedhof in Rognan in Norwegen begraben. Und 1944 kam ihre älteste Tochter Lydia Dürr geb. König bei einem Fliegerangriff in Mühlhausen im Elsass um, zusammen mit ihrem Ehemann Fritz Dürr und ihrem Sohn Fritz Dürr. Fritz war kurz vorher eingezogen und nach Mühlhausen versetzt worden. Die Eltern wollten ihn dort besuchen und fanden zusammen mit ihm den Tod. Die Familie liegt auf dem Friedhof in Hochstetten begraben.

Die Trümmer des zerstörten Hauses wurden abgetragen bis auf die Kellerdecke, das Holz zu Brennholz verarbeitet, die Steine aus dem Schutt herausgelesen und vom Mörtel befreit. Dann wurde ein neues Haus an der gleichen Stelle errichtet.

Am 21. Mai 1946, meinem 13. Geburtstag, konnte die Familie wieder in ihr neu errichtetes Haus einziehen. Der Keller ist der einzige übriggebliebene Bestandteil des alten Hauses von vor dem Krieg. Er ist der Originalschauplatz der hier erzählten Geschichte.

Aus der Erinnerung aufgezeichnet im Januar 2007
Von Manfred König, geb. 21. Mai 1933

Manfred König

GOLDENE KONFIRMATION AM 21. MAI 1995 ERINNERUNGEN – 50 JAHRE ZURÜCK

März 1945. Das Wetter stand unter einem dauerhaften Hochdruckeinfluss. Strahlendblauer, wolkenloser Himmel – wie auf einer Postkarte gemalt. Aber die hoffnungsvolle Vorfrühlingsstimmung, die über der Natur lag, konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Krieg war. Die letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs waren angebrochen.

Bei günstigen Windverhältnissen hörte man manchmal schon den Kanonendonner, der sich von Westen her nähernden Front, den Luftraum über den Dörfern der Hardt beherrschten die Jagdbomber der Alliierten, die Geißel jener Tage. Angst und Ungewissheit über das, was die nächsten Tage und Wochen bringen würden, breitete sich in der Bevölkerung aus.

Unter diesen Verhältnissen nahte der 18. März 1945 heran, Sonntag Judika, Tag der Konfirmation. Die feindlichen Jagdbomber begannen in der Regel ihre täglichen Angriffe so gegen 10 Uhr und wiederholten dann die Flüge unregelmäßig den ganzen Tag über bis zum Abend. Dementsprechend begann der Festgottesdienst am 18. März 1945 schon ganz früh am Morgen. Und doch nicht früh genug. Kurz vor dem Ende hörte man den – ach so vertrauten – kreischenden Motorenlärm der Flugzeuge, gleich darauf Detonationen von Bombeneinschlägen, Maschinengewehrfeuer aus Bordwaffen. Die Jagdbomber hatten sich wieder einmal Linkenheim zum Ziel gewählt, das Sägewerk Husser und den in unmittelbarer Nähe gelegenen Güterbahnhof.

Panik drohte auszubrechen, die ersten wollten schleunigst die Kirche verlassen und heimeilen. Doch Pfarrer Dr. Pfeil hielt sie auf und beschwichtigte. Wer gehen wolle – er könne keinen daran hindern – solle das sehr vorsichtig tun, einzeln, nicht auffällig über die Straße rennen, sondern sich dicht an die Häuserwände halten. Sicherer sei man aber jetzt hier, in der Kirche, im Hause Gottes – und sicherer für das ganze Dorf wäre es, wenn alle dablieben. So stimmte man zusammen mit Orgel und Posaunenchor noch einige Gesangbuchlieder an, bis draußen der Kriegslärm verebbt war. Das beruhigte die erregten, verängstigten Gemüter. Der Kirchengesang in Hochstetten war damals schon bemerkenswert.

Dr. Pfeil war ein Mann der Kirchenmusik. Bald nach seiner Versetzung

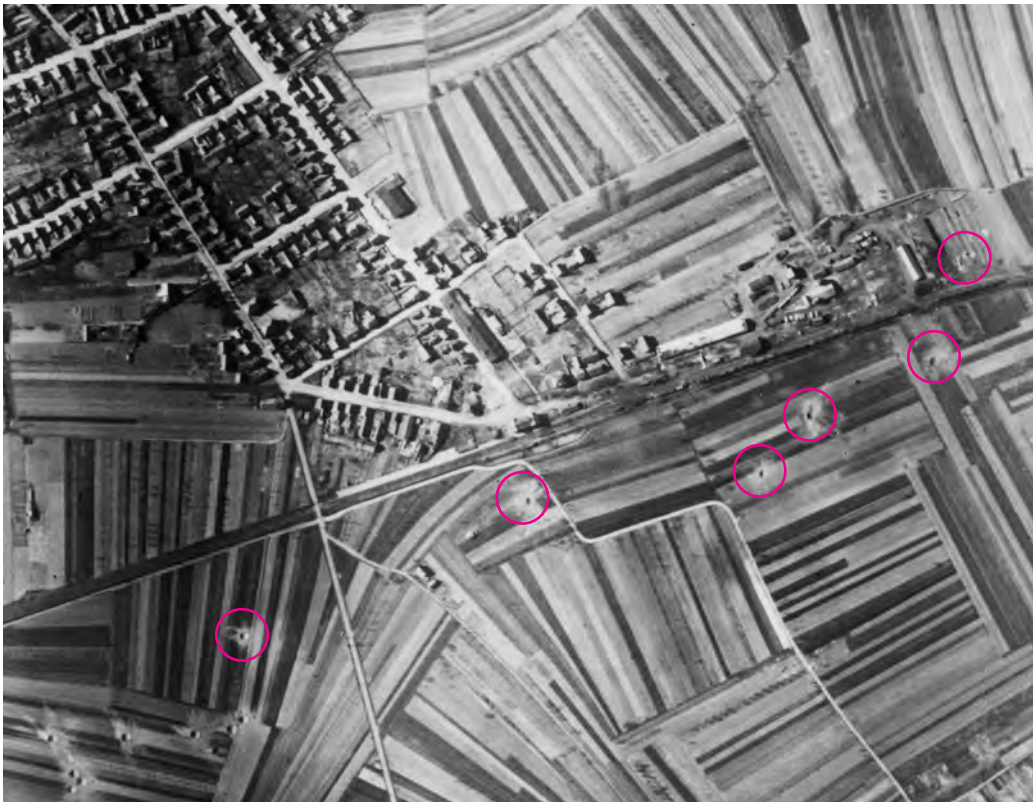
nach Hochstetten im Jahr 1941 hatte er den Kirchenchor und den Posaunenchor reaktiviert. Beide Gruppen hatten unter dem Eindruck der Naziherrschaft – und nach Kriegsbeginn auch wegen Personalmangel – ihre Tätigkeit eingestellt. Seit 1943 gab es sie wieder, und zusätzlich hatte Dr. Pfeil einen Mädchenchor ins Leben gerufen.

Der Posaunenchor setzte sich 1945 mit Ausnahme eines – damals 15-jährigen Bläsers (Arthur Jammerthal) – ausschließlich aus Schulkindern im Alter von 10 bis 13 Jahren zusammen.

In dieser Besetzung gestaltete der Chor am 18. März 1945 neben der Orgel die musikalische Umrahmung des Konfirmationsgottesdienstes mit.

Den Aufsatz verfasste ich 1995 auf Bitte des Konfirmandenjahrgangs 1945.

Ich selbst gehörte dem Jubiläumsjahrgang nicht an, ich war zwei Jahre jünger. Den Gottesdienst erlebte ich im Alter von elf Jahren als Mitglied des Posaunenchors aber mit.



Das Luftbild vom März 1945 war die Grundlage für die Suche des Kampfmittel-Beseitigungs-Dienstes im Laufe der Bebauung von „Östlich der Bahn“.

Das Foto wurde von den Amerikanern direkt nach dem Bomben-Angriff auf den Bahnhof – am Tage der Konfirmation geschossen.

Kirchenfenster vibrierten bei Fliegerangriff

Vor 50 Jahren wurde in Linkenheim Konfirmation nach Beschuß aus Bombern unterbrochen

Linkenheim-Hochstetten. Es war ein Tag mit Bilderbuchwetter – passend zum Anlaß. Der Himmel war strahlend blau, die Sonne schien am 19. März 1945. Der dritte Sonntag im März war für 78 Jungen und Mädchen aus Linkenheim ein besonderer Tag. Die unzähligen Luftangriffe der alliierten Jagdbomber zu Beginn des letzten Kriegsjahres schienen für eine Weile in den Hintergrund gedrängt – zumindest für ein paar Stunden. Die damals 14- und 15jährigen wurden vor genau 50 Jahren konfirmiert. Erwin Läßle und Richard Nagel gehörten zu den Konfirmanden, die seit acht Uhr morgens in der evangelischen Kirche saßen.

Die beiden heute 64 Jahre alten Linkenheimer haben Geschehnisse bei ihrer Konfirmation und während des Festtags nicht vergessen, die Erinnerungen sind noch taufrisch. „Aus Angst vor Fliegerangriffen begann die Konfirmation nicht wie üblich gegen halb zehn, sondern um acht Uhr", berichtet Läßle. Für ihre Konfirmation hatten sich die Jungen und Mädchen fein herausgeputzt. Pikobello standen die jungen Linkenheimerinnen und Linkenheimer vor dem Altar. „Die Jungen trugen schwarze oder dunkle Anzüge, weißes Hemd und Fliege, die Mädchen hatten dunkle Kleider an, erzählen die beiden rüstigen Pensionäre.

Die Kriegsmaschinerie stand aber auch an jenem Sonntag vor 50 Jahren nicht still. Die Menschen hofften vergeblich. „Gegen 10 Uhr kreisten die ersten Jagdbomberstaffeln über Linkenheim. Die Bomberpiloten schossen aus den Bordwaffen. Der Angriff galt der Güterhalle und der Verladerampe am Bahnhof im heutigen Baugebiet ‚Östlich der Bahn'", schildern Nagel und Läßle übereinstimmend. Von der Kirche bis zum Bahnhof seien es etwa 500 Meter gewesen. Das Rattern der Kugelsalven aus den vom Himmel herabstoßenden Flugzeugen sei deutlich zu hören gewesen, die Kirchenfenster hätten vibriert. „Pfarrer Mack und Kirchenbesucher hatten dafür gesorgt, daß niemand das Gotteshaus verläßt", betont Nagel. Läßle fügt hinzu: „Die Bomberpiloten schossen bei ihren Angriffen auf alles, was sich bewegte."

Nach ein paar Minuten hatten die Jagdbomber abgedreht, die Konfirmationsfeier konnte fortgesetzt werden. Um die Mittagszeit strömten die Menschen aus der Kirche. Die Ruhe war nur von kurzer Dauer. „Um 13.15 Uhr erfolgte der eigentliche Angriff an dem Sonntag." Läßle war Augenzeuge. Er wird nie das Pfeifen und Dröhnen der mehrere Zentner schweren Bomben in der Luft vergessen. „Ich stand am Straßenrand in der Friedrichstraße. Ein Ziel für die Bomber war ein am Bahnhof abgestellter Güterzug. Die Piloten warfen Bomben ab. Darunter auch die todbringende Fracht, die als Blindgänger in den vergangenen Monaten „Östlich der Bahn" gefunden worden war. Auch Nagel erlebte den Angriff mit: „Es hat schon mächtig geknallt". Zwei Waggons seien getroffen worden, das „Uhrenhaus Steidinger" wurde zerstört und ein benachbartes Gebäude habe einiges abbekommen, wissen die Rentner. An jenem Sonntag starb kein Linkenheimer bei den Luftattaken, so Läßle und Nagel.

Ein anderes Objekt, auf das es die Alliierten abgesehen hatten, war nach Aussagen der Zeitzeugen das heute nicht mehr existierende Sägewerk Husser in der verlängerten Bahnhofstraße. „Dort wurde das Holz gebrochen für Fahrzeuge mit Holzvergaser." Angriff um Angriff sei auf das Werk geflogen worden. Gegenwehr habe es im Frühjahr 1945 in Linkenheim nicht mehr gegeben. Die Jagdbomberpiloten hätten ungehindert ihre Angriffe geflogen, „die Fliegerabwehrstellung in Linkenheim war zu der Zeit schon verlassen". Selbst Sirenenalarm gab es nicht mehr: „Man mußte immer mit eine Angriff von gegnerischen Fliegern rechnen." Kamen die Konfirmanden und die Linkenheimer am 18. März noch mit dem Schrecken davon, fielen drei Tage später, am 21. März, zwei Menschen einem weiteren Luftangriff zum Opfer, mehrere Menschen wurden verletzt.

„Zwei Bomben gingen in der Hochstetter- und in der Karlsruher Straße runter. Zwei Personen wurden verschüttet und konnten nur noch tot aus den Trümmern geborgen werden", erinnern sich die beiden an die schrecklichen Ereignisse. Insgesamt vier Personen seien zwischen 1942 und dem Einmarsch der Franzosen am 2. April bei Luftangriffen auf Linkenheim ums Leben gekommen, berichten Läßle und Nagel; sie stützen sich bei ihrer Aussage auf Aufzeichnungen in einem heimatgeschichtlichen Nachschlagwerk. Von erheblichen Verwüstungen durch Luftangriffe und Artilleriebeschuß wie in umliegenden Gemeinden sei Linkenheim verschont geblieben. Viele Scheunen entlang der Karlsruher Straße waren abgebrannt. Gleise am Bahnhof, Häuserfassaden und Dächer wurden beschädigt", weiß Läßle, dessen Vater erst vier Jahre nach Kriegsende aus sowjetischer Gefangenschaft zurückgekehrt ist.

Die Bürger lernten von der Gefahr von feindlichen Angriffe zu leben. „Am Tag rannte man um sein Leben, um Deckung zu finden, nachts kauerten die Menschen bei Angriffen auf Strohlagern und Matrazen in den Kellern, um sich vor den Bomben zu schützen", ist Nagel und Läßle in Erinnerung geblieben.

Joachim Schultz

BNN 1995 – mit freundlicher Genehmigung

Gerhard Dürr

VOR 75 JAHREN: EINZUG DER ALLIIERTEN IN LINKENHEIM

Wenn man älter wird, denkt man sehr oft über die Vergangenheit nach und die Notzeiten, die man durchlebt hat.
Für unsere Generation ist dies zwangsläufig das Ende des Zweiten Weltkriegs und der Einmarsch der alliierten Truppen.
Viele Male haben sich meine Gedanken um die Zeit von 1939 bis 1945 gedreht.

Gerne möchte ich – ehe ich auf das Kriegsende vor 75 Jahren zu sprechen komme – meine Situation und die meiner Familie während der Kriegsjahre in meinem Heimatdorf Linkenheim kurz schildern.

Zu Beginn des Krieges war ich gerade sieben Jahre alt. Als er zu Ende war, hatte ich das 13. Lebensjahr noch nicht vollendet – ein Alter aber, in dem man schon einiges mitbekommt. Von einem Tag auf den anderen hatte sich die Welt verändert, als Hitler am 1. September 1939 in Polen einmarschierte und damit der Krieg begann. Es ist mir noch gut in Erinnerung, wie eines Samstags im August 1939 – wir waren gerade beim Straße kehren – nachmittags gegen 16 Uhr der Briefträger die Straße entlang kam. Ich fragte meinen Vater, warum er heute so spät komme. Er gab mir zur Antwort: „Er hat heute viel zu tun!“ In diesem Moment rief er schon meinem Vater zu: „Karl – für dich habe ich auch Post!“ Das war der Stellungsbefehl zur Einberufung am 27. August 1939 zur Wehrmacht. Zu melden hatten sich viele Linkenheimer in den Nachbardörfern Leopoldshafen und Eggenstein. Dort wurden die Kompanien zusammengestellt. Für meinen Vater und unsere Familie begann diese Zeit zunächst eher harmlos, die Einberufenen konnten jede Woche ein- oder zweimal nach Hause, denn es war ja nur ein Katzensprung von Leopoldhafen oder Eggenstein nach Linkenheim. Meine Eltern, meine Schwester und ich lebten im eigenen Haus in der Rheinstraße 42.

Meine Großmutter und mein Großvater Friedrich Dürr hatten ebenfalls ein eigenes Haus und wohnten in der gleichen Straße in der Rheinstraße 64. Im Haus Rheinstraße 60, das auch eine Bedeutung für unsere Familie hatte, wohnte die Familie Albert Hesselschwerdt. In diesem Anwesen wuchs Liesel auf. Sie war 13 Jahre bei uns im Haushalt, sie war der gute Geist für alles. Auch war sie Ersatzmutter, denn „unsere Mama“ – wie wir unsere Mutter nannten – hatte in ihrem Kolonialwarengeschäft viel zu tun.

In diesen drei Häusern in der Rheinstraße sind wir aufgewachsen und haben dort die Zeit des Krieges und das Kriegsende erlebt. Ein Hauptmerkmal im ganzen Dorf war, dass über die Notjahre – von 1939 bis 1945 – die Familien immer enger zusammenwuchsen und Freud und Leid miteinander teilten.

Was für meinen Vater und seine Kompanie in Leopoldshafen so harmlos begann, hatte sich bald zu einem Inferno entwickelt. Im dritten kalten Kriegswinter ist er 1942 in Russland gefallen. Für meine Mutter und uns Kinder war sein Tod ein großer Verlust. Es war aber auch ein schmerzliches Leiden für Großvater und Großmutter, den einzigen Sohn zu verlieren. Überall im Dorf ist viel Leid eingekehrt. Über 100 Dorfbewohner sind gefallen oder sind durch Kriegseinwirkung ums Leben gekommen. Auch aus dem Haus Rheinstraße 60 – Liesels Elternhaus – sind drei Söhne im Krieg gefallen.

Ausschlaggebend dafür, meine Erinnerungen zum Kriegsende niederzuschreiben, war die Zeitungsnotiz in den BNN vom 29. März 2020 mit der Überschrift ***„Wenn's nur bald zu Ende wäre …"***. Einleitend übernehme ich die ersten Sätze aus diesem Zeitungsartikel: *„Jener Satz, der wie ein Stoßseufzer in der Corona-Krise anmutet, stammt aus einem 75 Jahre alten Brief. In Karlsruhe hat ihn ein Vater in der Endphase des Zweiten Weltkrieges an seine Tochter geschrieben. Komplett lautet der Satz: „Wenn's nur bald zu Ende wäre, damit nicht noch weitere sinnlose Opfer gebracht werden müssen". Tatsächlich war der Krieg längst verloren, aber ein Aufgeben war in den Gedanken des Nazi-Regimes nicht vorgesehen. „Bis zur letzten Patrone muss gekämpft werden."*
In diesem Bericht der BNN vom 29. März 2020 wird die letzte Kriegsphase beschrieben, wie die Untere Hardt eingenommen wurde und die französischen Truppen bei Philippsburg und Speyer am 31. März 1945 den Rhein überschritten. Am Ostersonntag waren sie bereits in Neudorf und hatten auch das Nachbardorf Graben besetzt.

Mein Sohn Martin, der in Linkenheim wohnt, hat mir diese BNN-Ausgabe übersandt. Es ist darin ein Abschnitt zu lesen, der unsere Familie betrifft und der fast mit einer Tragödie geendet hätte. Im Text heißt es: *„Die Nazi-Zeitung, „Der Führer", die nach der Besetzung Karlsruhes noch einige Tage in Pforzheim gedruckt wurde, ließ allerdings weiter keinen Zweifel daran, worin das Schicksal aller „Verräter" bestehen müsse. Die Nazi-Zeitung meldete: Der Bürgermeister von Linkenheim, nördlich Karlsruhes, hatte, als der Feind nahte, eine Gemeinderatssitzung einberufen, um eine Abstimmung darüber herbeizuführen, ob die Gemeinde kampflos übergeben und die weiße Fahne gehisst werden sollte. Den ehr- und pflichtvergessenen Bürgermeister hat die gerechte Strafe getroffen: Er wurde erschossen."*

Das war ein Bericht aus einer der letzten Ausgaben der Nazi-Zeitung „Der Führer“ – zwei Tage nach Einnahme der Unteren Hardt und einen Tag vor der Besetzung von Karlsruhe Anfang April 1945.

Eine Hinrichtung oder standrechtliche Erschießung wegen Feigheit vor dem Feinde oder Ehrvergessenheit gab es Gott sei Dank im Raum Linkenheim nicht. Die Ereignisse um den damaligen Linkenheimer Bürgermeister habe ich wie folgt in Erinnerung:
Bürgermeister Albert Ratzel hatte am Morgen des Gründonnerstags eine Gemeinderatssitzung für seine Getreuen anberaumt. Dieser Termin wurde aber auch insgeheim an einige verantwortungsvolle Bürger weitergegeben, die sich dann zur gleichen Zeit wie der Gemeinderat direkt hinter dem Rathaussaal im Schulhof versammelten. Als der Bürgermeister diesen Auflauf bemerkte, kam er hinzu und stellte die Frage, was sie eigentlich hier wollten. Daraufhin hat mein Großvater gesagt: „Wir wollen jetzt die Wahrheit wissen, wir sind schon genug angelogen worden!“ Es kam zu Wortwechseln und Disputen, die ich nicht genau wiedergeben kann.

Fest steht, dass mein Großvater neben Gustav Nees, von Beruf Schuhmacher und im Dorf „Schuster“ genannt, Wortführer dieser Gruppe von Bürgern war und es zu Auseinandersetzungen kam. Die Aufforderung meines Großvaters war schon schwerwiegend. Beim „Schuster“ soll es aber darum gegangen sein, den Schlüssel für die Schleuse zu übergeben, denn ein Teil des Dammfeldes sollte unter Wasser gesetzt werden. „Schuster“ war nebenberuflich Fischer und Pächter des Fischwassers „Toter Rhein“.

Die Versammlung ging auseinander, aber die Forderung der Bürger lautete, eine weiße Fahne am Kirchturm aufzuhängen und das Dorf kampflos zu übergeben. Das war das Anliegen der Bürger, die weiteren Schaden verhindern wollten.

Am Nachmittag des Gründonnerstags 1945 gegen 16 Uhr habe ich – wie es im Dorf so üblich ist – die Straße und den Gehweg gekehrt, denn Ostern stand vor der Tür.

Im Dorf ist es Pflicht, dass jeder Einwohner vor Sonn- und Feiertagen – auch an diesem Ausnahmefeiertag Ostern vor Kriegsende – sein Anwesen zu säubern hat.

Dies war meine Aufgabe als zwölfjähriger Bub – der Vater war im Krieg gefallen und die Mutter arbeitete in ihrem Ladengeschäft. Eine allgemeine Unruhe und Spannung lagen über dem Dorf.

Zu diesem Zeitpunkt kamen zwei Feldgendarmeristen. Sie trugen graue Uniformen wie die Wehrmacht. Ein besonderes Kennzeichen waren silberne Achselklappen und eine Achselkordel. Sie kamen vom Oberdorf und bogen in die Rheinstraße ein. Kurze Zeit später kamen sie zurück,

meinen Großvater in der Mitte. Er war gut angezogen, trug auch einen Hut, was an einem Werktag selten war, und eine warme dunkle Überjacke. Als sie auf meiner Höhe waren, hielten sie an. Mein Großvater kam auf mich zu, streichelte mir über den Kopf und sagte: „Geh rein zur Mama, sie soll zur Mutter gehen, sie sitzt in der Küche und weint".

„Mama", meine Mutter, hat alles liegen und stehen lassen – Liesel hat im Laden weiterbedient – und fuhr mit dem Fahrrad zu meiner Oma. Sie hat weinend den Vorgang erzählt und dann ist meine Mutter direkt zum Rathaus gefahren. In einem harten Wortwechsel mit dem Bürgermeister hat sie Großvater verteidigt und dem Bürgermeister geraten, sich nicht an dem alten Mann zu vergreifen. Als sie heimkam, habe ich das alles erfahren und wir hatten große Sorge, wie die Sache ausgehen wird. Großvater wurde eingesperrt, es gab zwei Verliese im Rathaus. In einem saß mein Großvater, im anderen Gustav Nees – der „Schuster".

Die Besonderheit bei dieser Sache war, dass der Ortspolizist Albert Hesselschwerdt Liesels Vater war. Er musste es übernehmen, seine beiden Nachbarn aus der Rheinstraße einzusperren. Glück war, dass mein Großvater sich etwas aus den Geschehnissen herausreden konnte. Er wurde am späten Abend freigelassen.

Anders lag die Sache beim „Schuster", er blieb eingesperrt. Vermutlich kam er samstags frei und hat sich danach im Feld versteckt.

Beim „Freilassen" spielte jedoch Liesels Vater eine bedeutende Rolle. Hierauf komme ich später noch zu sprechen.

Über dem Dorf lag in der Vorosterzeit eine große Spannung. Truppenbewegungen waren an der Tagesordnung. Die Westwallbunker wurden von der deutschen Wehrmacht wiederbesetzt. Dadurch hatten die anliegenden Bewohner keine Schutzräume. Sie waren tagsüber im Grindelwäldchen, die Jabos nahmen das Dorf unter Beschuss. Am 21. März 1945 wurden das Anwesen Albert Franz in der Grabener Straße und das Anwesen Albert Günther in der Hochstetter Straße schwer beschädigt. Dabei fanden zwei Menschen den Tod. An mehreren Stellen im Dorf wurden auch Panzersperren gegraben, die in der Karwoche geschlossen wurden. In der Nacht von Karfreitag auf Karsamstag sind elf Gebäude – Scheunen und Schöpfe – durch Beschuss der deutschen Artillerie beschädigt worden und auch abgebrannt. Angst und Verzweiflung hat sich im Dorf verbreitet. Der Brandgeruch lag noch Tage in der Luft. Diese sinnlose Tat erinnert an Hitlers letzten Befehl – nur verbrannte Erde solle den Alliierten in die Hände fallen.

Es herrschte eine gespenstige Ruhe und Ungewissheit – Karfreitag, Ostersamstag und Ostersonntag. Man befürchtete noch weiteren Beschuss. Bange machte den Menschen im Dorf

auch, was mit Gustav Nees – dem „Schuster“ – passieren könnte. Der Volkssturm wurde über die Ostertage noch zusammengerufen. Unter Führung der Alt-Nazis hat sich diese letzte Kampftruppe aufgemacht in Richtung Friedrichstal. Es muss Karsamstag gewesen sein, als die Männer das Dorf verlassen haben, an der Spitze Bürgermeister Albert Ratzel. Verschiedene Ausrüstungen und Waffen und wurden auf einen Pferdewagen geladen und Richtung Friedrichstal transportiert.

Gerhard Stern, damals ein 12-jähriger Junge und mein Schulkamerad, hat mir in späten Jahren – kurz vor seinem Tod – die Geschichte um den Pferdewagen erzählt. Seine Mutter hat Pferd und Wagen nur unter der Bedingung herausgegeben, dass er, also Gerhard Stern, das Fuhrwerk übernimmt und wieder zurück nach Hause bringt.

Am späten Abend ist er tatsächlich wieder in der Bahnhofstraße eingefahren. Von da an hat sich die Spur von Bürgermeister Albert Ratzel und seinen Getreuen für uns Linkenheimer verloren. Eine direkte Erschießung in Dorfnähe gab es – wie bereits gesagt – nicht.

Am 2. Dezember 1945 hat Herr Pfarrer Mack im Kirchenbuch Linkenheim Folgendes eingetragen:

„Ratzel, Albert Friedrich,
Bürgermeister und Landwirt hier, ist
im Kampf um St. Georgen
gefallen (22. April 1945),
wurde dort beerdigt und dann
hierher überführt (2. Dez. 1945).“

Nach dem Abrücken der letzten Nationalsozialisten aus Linkenheim war jetzt alle Spannung darauf gerichtet, wie die alliierten Truppen das Dorf einnehmen werden.

In meiner Erinnerung hat sich das Ganze wie folgt abgespielt: Nach meiner Kenntnis soll am Kirchturm eine weiße Fahne gewesen sein. Wer sie aufgehängt hat, weiß ich nicht, gesehen habe ich sie auch nicht. Zunächst hatten sich die Einwohner in ihre Häuser und Keller zurückgezogen. Unsere Familie – Mama, Leonie und ich – sind schon über die Karwoche im Keller vom Großvater in der Rheinstraße 64 gewesen. Dort kamen seine Schwester Frieda und seine Schwester Pauline mit Familien hinzu, so dass insgesamt 12 Personen in diesem Keller ausharrten. Im Haus Rheinstraße 60 war die Familie Hesselschwerdt beisammen. Liesel hat während dieser Zeit dort bei ihren Eltern gewohnt.

Am Ostersonntag war die Spannung sehr groß und man hörte Schießereien. Die erste Berührung mit den einrückenden Truppen gab es am Ostersonntag, dem 1. April 1945. Ein Spähtrupp von französisch-marokkanischen Soldaten kam vom Rhein her über den Kirschendeich bis zur Biegung der Klamm. Sie gelangten bis zu Großvaters Haus und Keller. Von dort aus haben sie sich, ohne dass etwas passierte, wieder zurückgezogen, weil sie vermutlich das MG-Nest in der oberen Rheinstraße bemerkten. Der Spähtrupp hat jedoch fünf Linkenheimer Bürger – zwei Er-

wachsene und drei Jugendliche – als Gefangene mitgenommen. Die Menschen im Dorf machten sich große Sorgen, doch die fünf Gefangenen kamen nach zehn Tagen unversehrt zurück.

Die Sache August Nees stand auf Messers Schneide. Die Feldgendarmeristen wollten ihn abholen, er saß aber nicht mehr im Gefängnis. Sie haben dann schnurstracks die Rheinstraße 60 anvisiert und wollten zum Ortspolizisten Albert Hesselschwerdt. Doch der französische Spähtrupp hat dies verhindert – er war bis zur unmittelbaren Nähe des Hauses Hesselschwerdt vorangekommen. So blieb Albert Hesselschwerdt von einer Verhaftung verschont.

Wann „Schuster“ freigelassen wurde, habe ich nie erfahren – auch nicht, wer ihn freigelassen hat. Ich vermute jedoch, dass es Albert Hesselschwerdt war, Liesels Vater, denn er soll die Familie Nees über sein Versteck im Dammfeld informiert haben. Am Mittag des Ostermontags sind die Panzer von der Hochstetter und von der Grabener Straße – also vom Oberdorf her – nach Linkenheim eingefahren. Hierzu gibt es sicher noch Zeitzeugen, die das miterlebt haben.

Zunächst waren wir französische Besatzungszone. Ich glaube, ab Juni oder Juli 1945 wurde die Grenze verschoben und wir wurden in die amerikanische Besatzungszone eingegliedert. Die Grenze zwischen der französischen und der amerikanischen Besatzungszone verlief in Durmersheim. Durmersheim liegt etwa zehn Kilometer nördlich von Rastatt.

Der Einzug der alliierten Kräfte bedeutete für uns Linkenheimer das Ende des Zweiten Weltkrieges – am 2. April 1945.

Nach dem Krieg war es das Verdienst von Pfarrer Mack, die Gemeinde in Einigkeit und ohne Rachegefühle wieder zusammengeführt zu haben. Er war über 21 Jahre von 1931 bis 1951 Gemeindepfarrer der evangelischen Kirche in Linkenheim und er hat treu und gewissenhaft seinen Dienst verrichtet. Nach dem Krieg

1945 – Verbotstafel der französischen Besatzung am Gasthaus Waldhorn in Eggenstein.

1950 – Frau Hegel und ihre Nichte vor dem Bunker an der Schließ in Linkenheim.

war Sonntag für Sonntag die Kirche voll besetzt. Pfarrer Mack hat das Wort Gottes verkündet und zu Nächstenliebe und Toleranz aufgerufen.

Auch die alten Bürger haben sich in den Jahren nach 1945 wieder zur Dorfpolitik zusammengefunden, um die Kriegsschäden zu beseitigen und die Eingliederung der Flüchtlinge zu organisieren. Diese schwere Aufgabe fiel meinem Großvater zu. Es ging in dieser Zeit im wahrsten Sinne des Wortes um das friedliche Zusammenleben und das tägliche Brot.

Auch Gustav Nees hat während der Nachkriegszeit vieles für seine Mitmenschen getan. Er war bereits während der Kriegszeit hauptberuflich Fischer und er hat traditionsgemäß vor Ostern im fischreichen Gewässer „Toter Rhein“ gefischt und die Gemeinde mit Fischen zum Ostermahl versorgt. Dies ist jedem alten Linkenheimer noch in Erinnerung.

Eine Freundschaft verband Gustav Nees mit Albert Hesselschwerdt. Die tiefe Verbundenheit haben beide mit ins Grab genommen. Gustav Nees verstarb 1948 und Albert Hesselschwerdt 1959.

Das waren meine Erinnerungen als 12-jähriger Bub zum Kriegsende in Linkenheim.

Lydia Walter

DA PFANNARUTSCHA VUN LINKENE

Mutter, back Kiechlen, s'isch Fasenacht
Woisch, so guude wie d'friia imma hasch gmacht

Mit Mehl, Oier, Zucker un Fett
Dann d' Ärmel nuffgstülpt, soweit's geht – get

Un den Doig an da Schissl recht gaknoddelt
Bis d' Hen, d' Schissl, da Schorz sen oin Model

Dann bleibt er warm stehe, mit am Diichl druf
Bis er ganga isch bis an da Schisslrand nuff.

Dann werd s'Wirkbord mit Mehl vastroit
S' werra Karo gschnidda, s' isch a Froid

S' Fett uff am Herd muss krache so hoiß
Dann komma die Karo nei in die Boiz

S' strudelt un brozelt un s' Eel laafd gern iwwa
Deshalb wird d' Pfann gschoowe riwwa un niwwa.

Die erschde braune Kiechlen komma raus
An Buggl hiwwa un driwwa – o Graus

An da Zucker nei un rumgadreht
Un dann in an Seiher, wu newe dra schteht

So geht des weida Schdick for Schdick
Bis des Eel vabraucht bal isch.

For da letscht Doig will s' Fett nimme langa –
wege dem bissl wird nimme angfanga –

d' Mutter drickt mit am Daum des Karo flach
so hat se's an jedere Fasanacht gmacht

sie legt's an d' Pfann, jagt's rum wie an Kutscher
un da Schluss isch da „Linkemer Pfannarutscha".

QR-Code scannen
und ... los geht das Zuhören

Gotthard Zappe

HAUSSCHLACHTUNGEN

Vor nicht allzu langer Zeit war es üblich, dass man auf dem Lande in den Dörfern Vieh hielt, um es großzuziehen und danach zu schlachten.

Natürlich ist dies in vielen ländlichen Gebieten immer noch so, aber in den heutigen modernen Gemeinden, zu denen auch unsere zählt, ist die private Viehhaltung nicht mehr erlaubt und gehört schon lange der Vergangenheit an. Auch in unserem Ort ist dies so, trotzdem vermeine ich heute noch beim Vorbeigehen an manchen Häusern, in denen früher Schweine gehalten wurden, den besonderen, intensiven Duft wahrzunehmen.

Diesen Beitrag konnte ich mit Hilfe meiner Vereinskameraden Manfred Metz und Wilfried Heger zusammenstellen, die in ihrer Jugend zahlreichen Ereignissen dieser Art beiwohnen konnten.

1963: Inmitten der Ferkelschar, der kleine Jürgen Lang mit seiner Oma Anna Heger.

Gehen wir in der Zeit ca. 60 Jahre zurück, als wieder einmal in der Rheinstraße eine Hausschlachtung anstand …

Hier am Ort hatte man eigene Schweine, die meist für reichlich Nachwuchs sorgten. War dem nicht so, erwarb man Ferkel vom Schweinehändler und zog diese groß. Außer den rosafarbenen Ferkelchen gab es auch die Schwäbisch-Hällischen Landschweine, die sich farblich von den anderen deutlich unterschieden, deren Fleisch jedoch eine besondere Qualität besaß.

Da Schweine Allesfresser sind, fütterte man sie mit Küchenabfällen, gekochten Kartoffeln, Rüben und Kleie. Die Stallhaltung war einfach und die Tiere an sich pflegeleicht.

Nach etwa ein- bis eineinhalb Jahren, wenn sie ein stattliches Gewicht erreicht hatten, schlachtete man die Tiere, und zwar immer in den kalten Monaten, da es damals kaum Kühlmöglichkeiten gab. Zum Schlachten ließ man einen Metzger kommen, von denen es hier am Ort einige gab, z. B. die Herren:

Karl Metz (Glaserkarl genannt),
Gottlob Kirn, oder auch Heinrich Kappler!

Die Schlachttiere wurden vom Metzer aus dem Stall geholt, dabei wurde ein Hinterbein mit einem Strick festgebunden, damit sie nicht ausreißen konnten. Oft genug kam es nämlich vor, dass Tiere durchgingen und so im Hof kraft- und zeitaufwendige Verfolgungsjagden stattfanden.

Schwäbisch-Hällische Landschweine auf einem Nachbarhof.
Die Ferkelschar stammt von zwei Muttersauen.

Hermann Heger (in der Mitte), Sohn Roland (links) und Enkel Jürgen Lang.

Hatte der Metzger das Schlachttier dann endlich fest im Griff, betäubte er es mit einem Schussapparat, öffnete ihm die Halsschlagader und ließ das Blut in eine bereitgestellte Schüssel ablaufen. Dieses musste ständig umgerührt werden, damit es nicht gerann, denn man benötigte es für die Herstellung von Blutwürsten.

Danach legte man das tote Schwein in eine Zinkwanne, in der sonst auch gebadet wurde, und in der sich jetzt kochendes Wasser befand. Manchmal brachte der Metzger auch eine eigene Mulde (Wanne aus Holz oder Zink) mit, die auch Räder haben konnte. Durch das heiße Wasser ließen sich die Schweineborsten besser lösen, sie wurden mit einem speziellen Schaber, Kratzer genannt, kräftig abgeschrubbt und entfernt. Durch Drehen des Schweines erreichte man alle Stellen und entborstete damit die Schwarte völlig.

Mit einem Flaschenzug wurde das nun gereinigte Tier mit den Beinen kopfüber an Haken aufgehängt und bauchseits aufgeschlitzt, um die Innereien zu entnehmen.

Jetzt trat ein Fleischbeschauer, wie z. B. Gustav Stober, in Aktion und prüfte, ob das geschlachtete Tier unbedenklich zum Verzehr freigegeben werden konnte. War dem so, wurde dies durch einen Stempel auf der Schwarte bescheinigt.

Alle Innereien wurden weiterverwendet: Leber, Lunge, Herz, Nieren,

Hermann Heger begutachtet das aufgeschlitzte Schwein.

Der mit Holz befeuerte Wasserkessel.

Magen (man denke nur an den „Pfälzer Saumagen“) und auch die Blase. Die Därme wurden mit einem speziellen handbetriebenen Gerät gereinigt.

Nun konnte sich der Metzger dem Zerlegen des Tieres widmen. Er teilte das Fleisch in Koteletts, Braten und Schinken zum Räuchern ein und legte diese zunächst beiseite. Das übrige zerteilte Fleisch wanderte in einen großen, gereinigten und mit Holz befeuerten Wasserkessel.

Während das Fleisch kochte, schälte man große Mengen an Zwiebeln, die später zum Würzen der Würste benötigt wurden. Dabei flossen nicht selten Unmengen an Tränen!

Auf einem Tisch, auf den man ein großes Nudelbrett gelegt hatte, wurde das aus dem Kessel entnommene Fleisch (Kesselfleisch) zum Verzehr unter den beteiligten Helfern aufgeteilt.

Natürlich schaute der Metzger mit Luchsaugen darauf, dass genug gutes Fleisch für die spätere Zubereitung der Würste beiseitegelegt wurde. Auch der Kopf wurde ausgebeint. Für manche war die Schnauze (Schnut, Schnuffel) und die unteren Teile der Ohrläppchen eine Delikatesse.

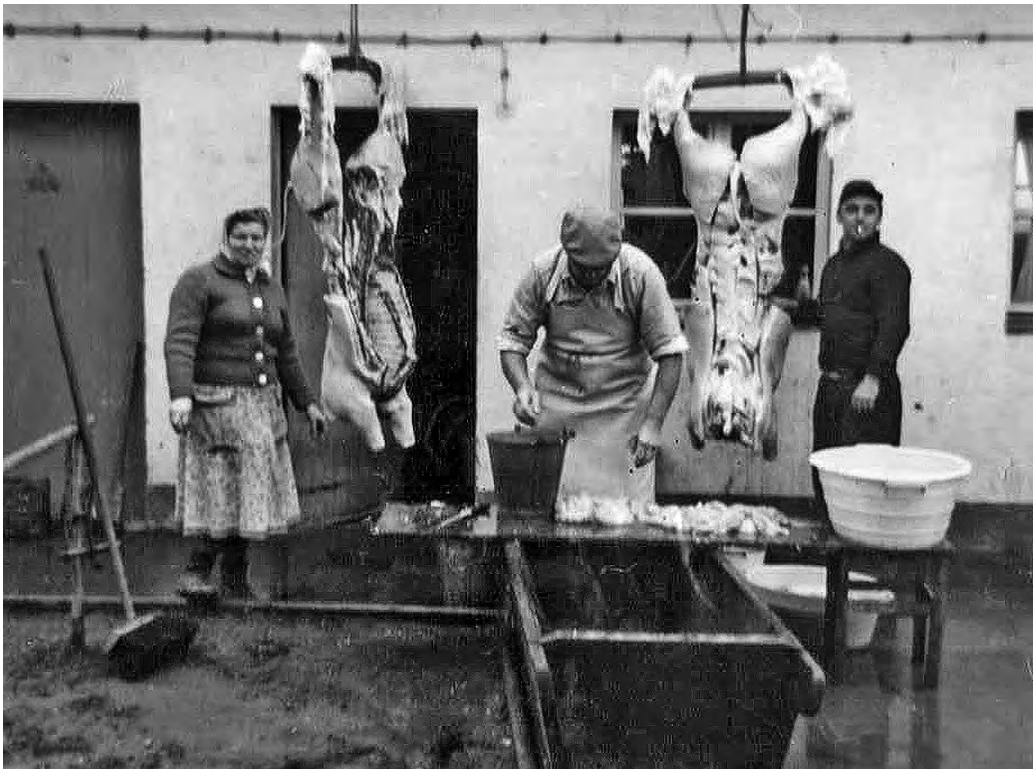
Damit war der Höhepunkt der Haus-Schlachtung erreicht und alle anwesenden Helfer aßen sich satt. Kredenzt wurde dazu der allseits beliebte Most, frisches, selbstgebackenes Brot, eventuell auch Sauerkraut, aber auch ein Schnäpschen durfte nicht fehlen.

Nach dieser ersten Stärkung ging es ans Verteilen des Fleisches und der Innereien zur Herstellung spezieller Wurstsorten, wie z. B. Blut- und Leberwürsten sowie von Schwartenmagen.

Beim Zerkleinern des jetzt noch vorhandenen Fleischs setzte der Metzger einen Fleischwolf ein und mischte dem Gemenge seine speziellen Gewürze bei.

Diese Wurstmischung (Brät) wurde nun in einen Metalltrichter, an dessen dünnem Ende die gereinigten Naturdärme angeschlossen waren, hineingepresst und in einer gewissen Wurstlänge abgebunden. Natürlich kam auch einiges Fleisch in Dosen oder sogar in Einmachgläser. Diese mussten dann allerdings auch wieder abgekocht werden. Danach kamen die rohen Würste in den Kessel zum Abkochen.

Das Kochwasser wurde nun meist mit „Riwwelen“, mit anderen Nudeln oder auch mit Reis zur allseits beliebten Kesselbrühe verfeinert. Wenn in der Brühe keine der eingelegten Würste platzte, half der Metzger häufig nach und stach die eine oder andere mit dem Messer auf, damit die Suppe schmack- und nahrhafter wurde. Diese begehrte Wurstsuppe wurde auch meist in der Nachbarschaft verteilt und war dort sehr willkommen.



Hermann Heger (Mitte) und die Nachbarn Lotte und Egon Clour.

Die Schweineschwarte wurde gesiedet – das Fett ausgelassen – und ergab Schmalz und Grieben. Eine lokale Spezialität war auch, dass man einen Salzteigboden mit Grieben belegte, mit Sauerrahm bestrich und kräftig mit Salz, Pfeffer und Kümmel würzte und anschließend backte. Dazu trank man wieder ein Gläschen kühlen Most.

Noch heute sind auf Festen Griebenschmalzbrote eine begehrte Leckerei. Die Metzger bekamen hier am Ort nach getaner Arbeit meist einen guten Kaffee und frischen Hefekranz.

Eine Hausschlachtung war damals für die ganze Familie und auch die Nachbarschaft ein willkommenes Ereignis. Vergessen möchte ich allerdings nicht die Riesenarbeit, die danach meist die Frauen zu bewältigen hatten. Musste doch nun das verwendete Zubehör und auch die ganze Örtlichkeit von den Resten der Schlachtung gereinigt werden!

Doch hatte man nun wieder die Vorräte aufgefüllt, mit denen man die kommenden Monate auskommen musste. Zum großen Teil waren die Menschen damals Selbstversorger.

Alles in allem wusste man damals zu mindestens noch, woher das Fleisch und die Wurst stammten, die man verzehrte.

Hermine Maierheuser

WILHELM UND BERTHA HEUSER ZUR GOLDENEN HOCHZEIT AM 10. DEZEMBER 1953

1) Jürgen und Ursula Heuser, 2) Luise und Wilhelm Heuser, 3) Werner und Doris Geigle, 4) Gertrud und Hermann Nees (Ortsnachrichten), 5) Käthe und Franz Renz, 6/7) Berta und Wilhelm Heuser, 8) Karin und Bärbel Heuser, 9) Horst Nees, 10) Werner Renz

Linkenheim war um 1900 ein idyllisches Rheindorf. Wohl war das alte Rathaus, ein Balkenhaus mit runden Bogen, alles schwarz-weiß, verschwunden, da es zu weit in die verbreiterte Hauptstraße, die einem großen Verkehr diente, hineinragte. Aber in den Straßen und Gassen gab es Obstbäume, Holunderbüsche und trauliche Winkel genug. Vor dem Pfarrhof wuchsen zwei Akazien zu runden, grünen Kugeln. Und Akazien erfüllten zur Blütezeit den Hamenberg, das Hochufer gegen Leopoldshafen zu bis zum Denkmal des Bienenvaters mit betäubendem Duft.

Die Altwasser am Fuß des Hochufers waren ein Märchenreich für sich. Im Winter, wenn man Schlittschuh lief, sah man gefrorene Fische im Eis, Rohrkolben und Binsen hemmten die glatte Bahn, und vom Böllensand und von der Oberau her, wehte eilfertig der Rheinwind. Zur Nebelzeit jedoch gingen dort Geister um, vor denen sich sogar die Raben krächzend auf ihre Schlafbäume

flüchteten. Im Frühling, wenn die Maiblumensuche im Gründel beendet war und Morcheln in Mutters Topf brutzelten, begann sich das Hochufer zu färben: Zartrosa, weiß, hellblau und dann gelb und dunkelblau blühten die Blumen und die dunkelblauen, die Salbeiblüten, kündeten schon vom Hochsommer, der Badefreuden im Altrhein und in der Schließ bescherte.

Jakob Zwecker (1836 – 1903) und seine Frau Johanna, geborene Heuser (1839 – 1897).

Jakob Zwecker war Bürgermeister in Linkenheim von 1889 – 1903.

Und an einem Hochsommertag war es, da sah ich einen schmucken Matrosen, ganz in weiß, durch die Hauptstraße gehen, und man sagte mir: „Das ist Wilhelm Heuser, er besucht seine Braut, Bertha Zwecker, die Tochter unseres Bürgermeisters“.

Bertha Zwecker kannte ich von den Versteckspielen als Kleinkinderschülerin. Die Erinnerungen sind dunkel, aber sie lassen sich nicht vertreiben. Das schöne alte Rathaus steht noch in diesen Erinnerungen, und wenn wir von der Kinderschule heimgingen, spielten wir in der Vorhalle verstecken. Da flüsterten manchmal die Kinder: „Still, da drüben wohnt der Bürgermeister, und dort geht seine Bertha, und wenn wir bös sind, sagt sie es vielleicht ihrem Vater, dann holt uns der Büttel!“ Nun, sie sagte es nie, und bald waren wir alle herangewachsen, und sie war die Braut eines Matrosen. Ihr Bruder Julius lehrte sie einmal ein Lied: „Es zog ein Matrose wohl über das Meer“. Sie sang es oft beim Hopfenzopfen und

Berta Zwecker zur Konfirmation um 1894.

beim Arbeiten im Hof und beim Rübenputzen im Stall, und da wussten sie noch nicht, dass einmal ein Matrose Berthas Bräutigam werde.

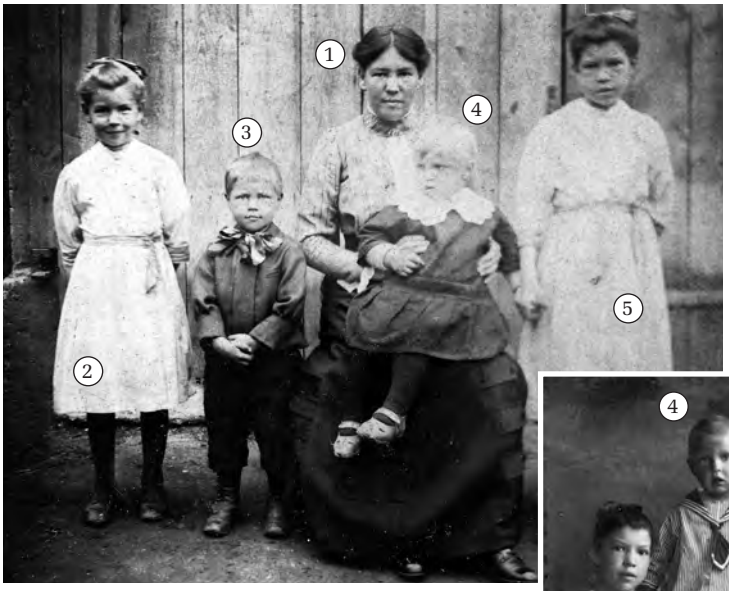
Wilhelm Gottlieb Heuser (1880 – 1961)

Nun aber, kurz nach der Jahrhundertwende, war es so gekommen, der Matrose, der übers Meer gezogen war, kam auf Urlaub und wurde Berthas Verlobter. Ich schaute ihm nach, als ich ihn an jenem Hochsommertag sah und wunderte mich, woher er den Mut genommen hatte, sich so weit in die Welt, bis China und Japan, zu wagen – ja ich beneidete ihn; denn meine Fernsehnsucht war groß.

Und eines Tages begegnete ich ihm und er erzählte vom Meer, von seinen Fahrten, von Hamburg und von fernen Ländern. Das Fahren auf dem Meer hatte ihn stark und gesund gemacht, und die weite Ferne hatte ihm gezeigt, dass man überall leben und glücklich sein kann, wo man ein treues Herz hat. Dieses treue Herz fand er in Bertha Zwecker, die dann, nach Ablauf seiner Dienstzeit seine Frau wurde. Mir selbst stak damals das Fernweh im Blut.

Ich war Volksschullehrerin geworden und meldete mich an eine Schule nach Deutsch-Südwest-Afrika. Leider aber war ich nicht tropenfest, eine Schwäche, die schon meinen Vater abgehalten hatte Missionar werden zu dürfen. So kam ich nie nach Übersee, sosehr mein Sehnen danach stand, aber, wenn ich Gelegenheit hatte, unterhielt ich mich mit Menschen, die einmal draußen, weit überm Meer gewesen waren.

Hochzeit von Berta und Wilhelm 10.12.1903.



1) Berta Heuser mit den Kindern.

2) Gertrud Frida (später Nees, Ortsnachrichten)

3) Wilhelm Herbert

4) Helmut Julius (gefallen)

5) Katharina Luise „Käte“ (später Renz)

Vom jungen Paar, Wilhelm und Bertha Heuser, hörte ich länger nichts mehr. Das Schicksal brachte mich südlicher an den Oberrhein, wo mein Mann beruflich tätig war und dann, als wir älter wurden, neigte sich unsere Jugend wie ein Ring hin zu den Tagen des Alterns.

Wilhelm und Bertha Heuser gründeten ein Geschäft, sorgten aufopfernd für ihre Kinder, erlebten das Grauen des Krieges, der ihnen einen geliebten Sohn entriss, und zogen den Kreis ihrer Arbeitspflichten enger.

Aber über allem Leid und über allen Sorgen bliebe ihnen eines, die treue Verbundenheit der echten Liebe und das Vertrauen zu Gott und der Güte der anderen und zur Treue und Liebe ihrer Kinder. Sie haben es sich nicht leicht gemacht, aber sie vergaßen nie, ihren Geist zu bilden und zu pflegen. Sie lasen Bücher und machten kleinere Reisen, und als in Karlsruhe die Kunsthalle nach dem Zweiten Weltkrieg neu eröffnet wurde, da gehörten sie zu ihren ersten Besuchern.

Ich aber konnte es nicht lassen, so oft ich in meine Heimat kam, Bertha und Wilhelm zu besuchen, Bertha, die Tüchtige, die trotz allerhand Altersbeschwerden wundervoll backt und kocht und näht und mit ihrem Mann alle Arbeit teilt, die bei der Arbeit im Haus und Feld etwas gefunden hat, was man Weisheit des Herzens

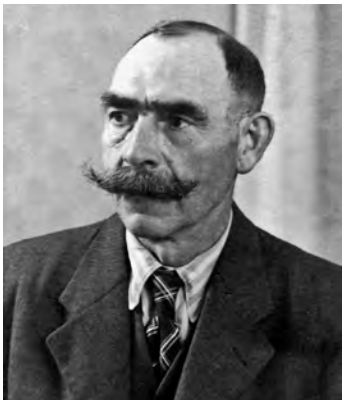
Wilhelm und Berta mit ihren Kindern

heißen kann, die ihre Haustiere liebt und ihnen humorige Namen gibt und die eine Blumenseele hat.

Jetzt wohnt das Paar, das am 12. Dezember 1953 seine goldene Hochzeit feiert, im Altenteil des Hauses. Dieses Altenteil ist ein Neubau. Er steht auf dem Platz, wo einst das geliebte Hausgärtchen gewesen ist. Bertha Heuser hat jetzt Blumenkästen vor den Fenstern, in denen sie den allerschönsten Sommerflor hegt und pflegt. Sie vermag nicht ohne Blumen zu leben, und ihr gütiges Herz ersinnt stets aufs Neue Freuden für Kinder und Enkel.

Am schönsten aber ist es bei dem Paar, das wir heute Jubelpaar nennen

Hermine Meierheuser (zweite von links), Frau Horch (Lehrerin), Berta Heuser, Wilhelm Gottlieb Heuser



Wilhelm Gottlieb Heuser

dürfen, wenn wir miteinander im gemütlichen Stübchen sitzen und Wilhelm Heuser sein Seemannsgarn spinnt. Er tut es nicht gern. Ich lasse aber nicht nach, ich bettle wie ein Kind. „Erzähl doch“, dann schaut mich Bertha Heuser freundlich an und Wilhelm erzählt von Fahrten übers weite Meer.

Wir vergessen die Gegenwart, die aus Linkenheim ein schmuckes, hygienisches Dorf gemacht hat. Die Altwasser sind verschwunden, die Häuser stehen sauber und reihenweise, Gärten und Felder sind moderner gepflegt und bringen auch Spargel und Frühgemüse und einen bescheidenen Wohlstand.

Wir Alten freuen uns, wenn die Jugend vorwärtskommt, aber wir haben schöne Stunden, wenn wir an Alt-Linkenheim denken, damals, als das Dorf ein Idyll gewesen ist und Wilhelm Heuser im weißen Anzug zu seiner Braut Bertha ging.

Gott hat beiden lieben Menschen ein gesegnetes Alter gegeben. Im Kreise von Kindern und Enkeln können sie gesund das Fest der goldenen Hochzeit begehen. Und wir, die wir sie kennen und lieben, feiern alle mit und wünschen ihnen fernerhin Gottes Segen.

Das Paar Ende der 1950er Jahre.

Ländliche Impressionen aus Linkenheim

Auf den 1970 aufgenommenen Fotos der Umschlagrückseite sind zwei Geschwisterpaare aus Linkenheim zu sehen und zwar: v. l. n. r.: Ilona Lang (heute: Wagner), Sylvia Hofheinz (heute: Gorenflo), Frank Hofheinz und Jürgen Lang, alle aus der Rheinstraße.

Das Pferdegespann gehörte Opa Hermann Heger, der die Kinder damit chauffierte.

Auf dem Wagen war auch noch ein Schild mit folgendem Text angebracht:
Herm. Heger Landwirt Linkenheim